

nunu

Rafael Kishon **Der Tierarzt als Medienstar**



So viel Kultur auf einem Display.



Die digitalen Services der Stadt machen's möglich: Wer die Kulturhauptstadt entdecken will, schaltet einfach sein Tablet oder den Computer ein. Wien stellt immer mehr Angebote online zur Verfügung. Auf **www.kultur.wien.at** kann man sich zum Beispiel die Wiener Vorlesungen online ansehen. Oder man wandelt im Wien Geschichte Wiki auf den Pfaden der Stadtgeschichte: **www.geschichtewiki.wien.at**. Den Überblick über Museen und Sehenswürdigkeiten liefert der digitale Stadtplan unter **www.wien.at/stadtplan**.



kulturgut.wien.at



geschichtewiki.wien.at

Wien. Die Stadt fürs Leben.

StadT  Wien

Nie wieder?



© PETER RIGAUD

Die Fratze des Bösen grinst uns unverschämt aufs Neue an. Wir kennen sie von Fotos aus dem Jahr 1938. Im deutschen Ortsteil Clausnitz des Dorfs Rechenberg-Bienenmühle blockieren im Jahr 2016 mehr als hundert Menschen einen Bus, in dem sich Flüchtlinge, darunter auch Kinder, befinden. Sie schreien „Wir sind das Volk“, spucken auf die Windschutzscheibe und lassen die verängstigten Insassen nicht aussteigen. Die Gesichter der Angreifer sieht man auf dem im Internet kursierenden Amateurvideo nicht. Wir brauchen sie nicht zu sehen, um zu wissen, dass es sich um dieselbe Fratze des Bösen handelt.

Wikipedia listet hunderte Straftaten aus fremdenfeindlichen Motiven im heutigen Deutschland auf. Ein weiteres Beispiel aus Chemnitz gefällig? „In der Silvesternacht wurde eine dreiköpfige Familie am Gablenzplatz von mehreren Unbekannten angegriffen und fremdenfeindlich beschimpft. Der 48-jährige, auf einen Rollator angewiesene Familienvater aus Tunesien wurde mit Reizgas besprüht und zu Boden geschlagen, seine 13-jährige Tochter getreten. Die Täter flüchteten, die Familie wurde ins Krankenhaus gebracht. Zum Zeitpunkt des Übergriffs waren laut Aussagen der Opfer zahlreiche Menschen am Gablenzplatz.“

Blenden wir nach Österreich. Auch hier kommt es zu Schmierereien, zu Böllerangriffen, zu Beschimpfungen. Aber hier hat die Fratze noch eine weitere Dimension. Sie sitzt auf den Köpfen von juristisch gebildeten, aufgeklärten, sozial begünstigten Menschen. Und das ist so ungeheuerlich, dass es einem den Atem verschlägt.

Im Konzentrationslager Mauthausen waren im Nationalsozialismus fast 200.000 Menschen wegen ihrer politischen Tätigkeit, ihren „kriminellen Vorstrafen“, ihrer religiösen Überzeugung, ihrer Homosexualität, aus „rassischen“ Gründen oder als Kriegsgefangene eingesperrt. Die Hälfte von ihnen wurde hier ermordet. Die Menschen mussten bei ungenügender Ernährung Schwerstarbeit im Steinbruch verrichten. Sie wurden krank, magerten bis zum Skelett ab, vegetierten dahin, in ständiger Angst vor dem allgegenwärtigen Tod. Ein Davonkommen war nicht möglich. Dafür sorgte auch die Bevölkerung, die in der Nähe des Konzentrationslagers ihr gutbürgerliches Idyll pflegte. Im Februar 1945, drei Monate vor der Befreiung aus dieser Hölle auf oberösterreichischer Erde, versuchten 500 sowjetische Gefangene zu fliehen. Dazu ein nach Kriegsende angefertigter Bericht des Gendarmerie-Majors Johann Kohout,

Postenkommandant in Schwertberg, zu lesen auf der Homepage der Gedenkstätte Mauthausen:

„Die Straße von Mauthausen war bereits vom Volkssturm besetzt. Die Leute waren wie bei einer Treibjagd aufgestellt. Es ging sehr wüst zu. Geschossen wurde auf alles, was sich rührte. [...] Der Schneematsch auf der Straße färbte sich mit dem Blut der Erschossenen. Überall, wie und wo man sie antraf, in den Wohnungen, Wagenhütten, im Kuhstall, am Heuboden, im Keller, wenn man sie nicht herausholte und beim nächsten Hauseck erledigte, erschoss man sie auf der Stelle, egal wer anwesend war [...] einigen spaltete man das Haupt mit einem Beil. [...] In der sogenannten Lem-Villa wohnte ein gewisser [...], dessen Frau hörte am Abend beim Füttern der Ziegen in der Futtervorkammer ein Geräusch. Sie holte ihren Mann, der einen Flüchtling aus dem Versteck hervorholte [...] Der Bauer stach diesem armen Menschen mit seinem Taschenmesser in den Hals, dass das Blut spritzte. Die Frau sprang hinzu und versetzte dem Sterbenden noch eine Ohrfeige.“

Vor kurzem hat das rechtsextreme österreichische Magazin *Aula* die zu Kriegsende 1945 befreiten Häftlinge als „Massenmörder“, „Landplage“ und „Kriminelle“ bezeichnet. Wohlgemerkt, die Häftlinge, nicht die Nazi-Mörder. Das führte zu einer Anzeige wegen Wiederbetätigung. Das Verfahren wurde von der Staatsanwaltschaft Graz unter anderem mit der Begründung eingestellt, es sei „nachvollziehbar, dass die Freilassung mehrerer tausend Menschen aus dem Konzentrationslager Mauthausen eine Belästigung für die betroffenen Gebiete Österreichs darstellte“. Der Justiz-Rechtsschutzbeauftragte Gottfried Strasser fand daran nichts auszusetzen. Es sei ein historisches Faktum, so meinte er, dass es im KZ auch inhaftierte Rechtsbrecher gegeben habe. In Gesprächen mit Journalisten soll er hinzugefügt haben, dass sein Vater, ein Polizist aus der Gegend von Mauthausen, unangenehme Erlebnisse mit Häftlingen gehabt habe. Es sind österreichische Spitzenjuristen, die den Opfern des Mörderregimes ins Massengrab nachspucken.

Bald schon, im Mai werden sich Honoratioren der Republik in Mauthausen zum Gedenken versammeln. Sie werden wie immer das „Nie wieder“ predigen. Inhaltsleerer kann eine Phrase nicht sein, wie uns die heutige Realität lehrt.

Pessach Sameach,
Ihr Peter Menasse
Chefredakteur

WIR GRATULIEREN

„Man konnte nicht sagen, was schöner war, sie oder ihre Stimme“, lobte Kabarettist und Buchautor Werner Schneyder die Gesangskünste von Anita Ammersfeld in seiner Laudatio. Der vielseitigen Sängerin, Schauspielerin, Regisseurin und Intendantin des Stadttheaters Walfischgasse



© VOTAV / PID

wurde im Dezember 2015 das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien verliehen. „Das Stadttheater stand für eine bestimmte Haltung, für persönliche und gesellschaftspolitische Werte. Und genau dieser unverhandelbare Qualitätsanspruch, hat den Erfolg gebracht, das hat das Publikum geschätzt“, sagte Ammersfeld in ihrer Dankesrede im vollen Stadtssenatssitzungssaal des Wiener Rathauses.

WIR WÜRDIGEN

die Ehrung des Zeitzeugen Rudolf Gelbard mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst. Rudolf Gelbard bedankte sich bei Werner Faymann im Bundeskanzleramt für die „tief berührende Laudatio“ sowie für die „klare, anti-faschistische Absage an Rassismus, Verhetzung und Antisemitismus“ des Bundeskanzlers. Der im Jahr 1930 geborene Rudolf Gelbard wurde im Oktober 1942 ins Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Seit seiner Befreiung 1945 setzt er sich als Mitglied der Sozialdemokratischen Freiheitskämpfer für die Aufklärung über die NS-Verbrechen ein.

WIR TRAUERN

um den britisch-österreichischen Verleger des Verlags „Weidenfeld & Nicolson“ und Diplomaten Lord George Weidenfeld, der im Alter von 96 Jahren in London gestorben ist. Der langjährige Publizist der deutschen Zeitung *Die Welt* und gebürtige Wiener war zur Zeit der NS-Diktatur nach England geflohen. Politisch engagierte er sich für den Staat Israel und wurde im Jahr 1949/50 Kabinettschef des ersten Präsidenten Chaim Weizmann. Dem **NU**

Autor Gabriel Rath gab er eines seiner letzten Interviews (Ausgabe Nr. 61).

UNS BEGEISTERTE

„Ritschert, Schnitzel und Gefilte Fisch“, ein humoristischer musikalisch-literarischer Streifzug durch die österreichisch-jüdische Kulturlandschaft, welcher im Februar im Konzertsaal der Wiener Sängerknaben stattgefunden hat. Es traten unter anderem der Wiener Jüdische Chor, Roman Grinberg, Bela Koreny, Andrea Eckert, Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg mit dem Besten aus ihren aktuellen Programmen auf. Im November 2016 wird zum 3. Mal das Festival für in Israel lebende Ex- und Exilösterreicher und ihre Nachkommen abgehalten. Initiatorin Judith Weinmann-Stern betonte in ihrer Eröffnungsrede die Bedeutung dieser Kulturtag, die im Rahmen des von ihr gegründeten Vereins „Wien-Tel Aviv“ bereits seit 2013 stattfinden.

WIR EHREN

Ein Jahr nach seinem Tod würdigten im Jüdischen Museum Wien in einer Gedenkveranstaltung Walter Grünzweig und Gabriele Seethaler Carl Djerassis Stellung als Grenzgänger zwischen Kulturen und Disziplinen, zwischen Chemie, Literatur und Kunst, als Wiener Jude und austro-amerikanischer Wissenschaftler. Mit dem



© GABRIELE SEETHALER

Beginn seiner literarischen Periode hat Djerassi seine Beziehung zu seiner Heimatstadt Wien und zu Österreich erneuert und verstärkt – sinnfällig ausgedrückt unter anderem durch die Schenkung der Hälfte seiner Klee-Sammlung an die Wiener Albertina. Interviews mit Carl Djerassi im **NU** 37 und 53.

WIR LESEN

So geht Wien von Andrea Maria Dusl. Das Buch ist laut Klappentext die „ultimative Betriebsanleitung unserer Lieblingsstadt“. Wer es liest, wird dem widersprechen. Anders als die sperrigen Anleitungen für technische Geräte



und den Möbelzusammenbau treten uns hier Texte entgegen, die sich durch eine wunderbar fließende, mit Schmähen angereicherte Sprache auszeichnen. So ver-

gnüglich ist uns Wissen noch selten entgegengeströmt. Am Ende wissen wir, woher der „Häuselschmä“ kommt, warum es „schiach wie der Zins“ heißt, oder warum auf Hauswänden oftmals das Wort „Auto“ hingekritzelt ist. Wer *So geht Wien* beginnt, liest es in einem Fluss bis zum Ende und fängt gleich wieder von vorne an.

WIR BESUCHTEN

Sered', eine Kleinstadt in der Westslowakei. Zum ersten Mal seit mehr als 70 Jahren hat das ehemalige Arbeitslager Sered' seine Tore geöffnet. Das Gelände des ehemaligen Lagers, das für etwa 16.000 Juden im Zweiten Weltkrieg als Gefängnis diente, hat sich in die Dauerausstellung eines Holocaust-Museums umgewandelt. Die Eröffnung ist ein wichtiger Schritt der Slowakei auf ihrem Weg, die eigene Vergangenheit zu bewältigen.

WIR ERINNERN

an den berühmten Zauberkünstler und leidenschaftlichen Kunstsammler Compars Herrmann. Der eingetragene Verwandte des Entfesselungskünstlers Harry Houdini wurde vor 200 Jahren geboren. Herrmann feierte ab 1850 bis zu seinem Tod weltweit Erfolge, unter anderem 1861 bei einer Zaubervorführung im Weißen Haus in Gegenwart von Präsident Abraham Lincoln. Bekannt sind seine Auftritte in Wien, wie im Jahr 1881 bei einer Soiree mit Eduard Strauß für die Hinterbliebenen des Ringtheaterbrandes. 1865 wurde er österreichischer Staatsbürger und spendete große Summen für die Armen Wiens. Er starb 1887 an Lungenentzündung und wurde in Wien am Israelitischen Friedhof begraben. Auf Initiative des erfolgreichen österreichischen Zauberkünstlers Magic Christian wurde sein vollständig verwahrlostes Grab in den letzten Jahren restauriert. Unter den Spendern aus aller Welt befinden sich auch David Copperfield, die Hieronymus Bosch Stiftung und der Magische Klub Wien.

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für
Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.500 Stück
Nächste Ausgabe: Juni 2016

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfasse 3, 1010 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Martina Hackenberg (Layout), Richard Kienzl
(Artdirector), Peter Menasse (Chefredakteur),
Ida Salamon (Chefin vom Dienst), Thomas
Szanto (Lektorat)

TITELBILD
© Sebastian Gansrigler

Foto von Oliver Grimm, Autorensseite
© Michaela Bruckberger

SATZ & LAYOUT
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
Wallig Ennstaler Druckerei
und Verlag Ges.m.b.H.
Mitterbergstrasse 36, 8962 Gröbming

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches
Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfasse 3
Obmann: Martin Engelberg,
Obmannstellvertreterin: Danielle Spera,
Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
Österreich und für ihnen nahestehende, an
jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Jennifer Teege

Seite 10



Norman Manea

Seite 34

Leitartikel

Nie wieder? 3

Aktuell

Europäische Janusz-Korczak-Akademie 6

Bernie Sanders' kompliziertes Verhältnis zum Judentum 7

Antisemitismus an US-Universitäten 8

Jennifer Teege 10

„Shalom Alaikum“ – Globalisierung in der Flüchtlingshilfe 12

Unterwegs mit

Rafael Kishon: Das Beste-Ehefrau-Dilemma 13

Nahost

Facebook-Terror, Tourismus und ein Hoffnungsschimmer 17

Zeitgeschichte

Emanuel Rund: „Ich sehe das noch heute vor mir ...“ 19

Young Austrians in Großbritannien 22

„Ich erschoss ihn vorschriftsgemäß“ – der Engerau-Prozess 24

Jüdischer Friedhof in Eisenstadt 28

Jüdisches Leben

Israelischer Street-Food-Boom in Wien 30

The Fat Jewish von und zu Instagram 32

Kultur

Norman Manea – Ein Hooligan wird Achtzig 34

Der Talmud als Wertanlage 36

Die New Yorker Galerie St. Etienne 38

Klavierschönheit Igor Levit 40

Ein Theaterstück zum Thema Beschneidung 41

US-TV-Serie „Broad City“ 42

Rezension

Leo Schidrowitz' Lebensgeschichte 44

Die feine Kunst des Tarockierens 45

Standards

Kohnversationen 27

Rätsel 46

Engelberg 47

Leserbriefe 48

Autorinnen und Autoren 49

Dajgezen & Chochmezen 51

Medienprojekte erfolgreich gestalten

Die Europäische Janusz Korczak-Akademie hat einen anregenden Lehrgang im Internet geschaffen, der jungen jüdischen Erwachsenen zeigt, wie sie ihre Stimme in der Öffentlichkeit hörbar machen können. Peter Menasse war bei der Vorstellung im Münchner Presseklub.



Podium in München: „Können Sie mich hören?“

© JANUSZ KORCZAK-AKADEMIE

Deutschland ist anders. Seit dem Zerfall der Sowjetunion und der deutschen Wiedervereinigung hat sich die Zahl der hier lebenden Juden vervielfacht. In den späten 1980er-Jahren war es noch höchst unsicher, ob es auf Dauer jüdisches Leben in Deutschland geben würde. Die Zahl der in Gemeinden Organisierten war unter 30.000 gefallen. Dann aber gelang es, dank intensiver Bemühungen des Zentralrats der Juden, viele aus Russland stammende Menschen ins Land zu holen. Heute sind in den 23 Landesverbänden mit 108 jüdischen Gemeinden rund 100.500 Mitglieder organisiert. Insgesamt sollen rund 250.000 Juden in Deutschland leben, rechnet man jene hinzu, die keiner Gemeinde beitreten wollen. Deutschland gilt heute als das Land mit der weltweit am schnellsten wachsenden jüdischen Bevölkerung.

Wir haben keine Chance, nutzen wir sie

Deutschland ist anders. Bei einer Veranstaltung der „Europäischen Janusz Korczak-Akademie“ (EJKA) zu Beginn des Jahres 2016 im Münchner Presseklub drängten sich mehr als hundert Menschen im kleinen Saal –

die Mehrzahl von ihnen junge Juden. Es ist also vorhanden, wenn auch kaum in Österreich – das Engagement der jüdischen Jugend und ihr Interesse, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen.

Vorgestellt wurde ein neues Projekt, an dem Experten für Medienkunde rund drei Jahre lang gearbeitet hatten – eine Lehrplattform für die jüdische Community. Entstanden sind eine Website und ein elektronisches Handbuch, die alle relevanten Informationen und Erfahrungen darüber enthalten, wie sich jüdische Botschaften an die richtigen Zielgruppen heranbringen lassen.

Deutschland ist anders. Auch in Österreich stellen wir fest, dass die jüdische Stimme oft nicht gehört wird, vor allem, wenn es um einseitige Angriffe gegen Israel geht. In unserem Nachbarland will man das nicht auf sich beruhen lassen. Die Lehrplattform führt junge jüdische Erwachsene an Themen im Bereich von Medienprojekten heran. Hier sehen sie Fallbeispiele im Printbereich, auf iPhone-Applikationen oder von Ausstellungsprojekten. Sie lernen die vorhandenen Kommunikationskanäle

kennen und bekommen Anregungen für eigene Blogs.

Deutschland ist nicht anders. Überall in Europa sind Juden mit der Frage konfrontiert, wie sich die Zuwanderungswelle aus arabischen Ländern auswirken wird. Kommt eine neue Welle der antijüdischen Angriffe auf uns zu? Auch die rechts- und linksextremen Ausritte an Antisemitismus scheinen zuzunehmen. Es wird immer wichtiger, dass Juden ihre Stimme erheben, nicht um zu klagen und anzuklagen, sondern um selbstbewusst ihre Positionen zu erläutern und aus ihrem Leben zu berichten. In Deutschland wurden die Zeichen der Zeit erkannt, wir hier in Österreich haben immerhin den Vorteil, von der Medienplattform profitieren zu können. Jetzt gilt es, sie zu verwenden – ganz nach dem alten Motto: Wir haben keine Chance, nutzen wir sie.

nu

Die Website „Medienprojekte erfolgreich gestalten: Themen – Methoden – Beispiele. Lehrplattform für die jüdische Community“ wurde von der EJKA mit finanzieller Hilfe der Genesis Philanthropy Group und der Jewish Agency gestaltet. Mehr dazu unter: <http://www.ejka.org/de/erfolg-in-medien>. Dort kann auch ein elektronisches Handbuch bestellt werden.

Bernie Sanders' kompliziertes Verhältnis zum Judentum

Der Sohn eines armen jüdischen Einwanderers aus Polen hat Verwandte im Holocaust verloren und als junger Mann in einem Kibbuz gelebt. Dennoch erweckt der Überraschkandidat bei den US-Präsidentschaftswahlen den Eindruck, dass ihm seine jüdische Identität mitunter unangenehm ist.

VON OLIVER GRIMM

Am 9. Februar hat Bernie Sanders Geschichte geschrieben: als erster Jude gewann er eine amerikanische Präsidentschaftsvorwahl. Dieser Sieg in New Hampshire sollte nicht sein letzter gewesen sein. Sanders hatte in den nächsten vier Wochen auch in Colorado, Kansas, Minnesota, Nebraska, Oklahoma und Vermont die Nase vor Hillary Clinton. Um seine jüdische Identität macht der 74-jährige Senator jedoch kein großes Aufsehen. Im Gegenteil: Stets spricht er nur davon, der Sohn eines armen polnischen Einwanderers zu sein. Diese Auslassung stößt manchen amerikanischen Juden übel auf. „Niemand in Polen hätte Bernie als Polen betrachtet“, sagte der Rabbiner Michael Paley neulich zur *New York Times*.

Dabei ist in der Familiengeschichte des 1941 in Brooklyn geborenen Sanders das Schicksal des Judentums im 20. Jahrhundert abgebildet. Sein Vater Elias verließ 1921 das armselige Dorf Słopnice nahe Krakau als Teil jener

großen Flucht aus Galizien, die Martin Pollack in seinem 2010 erschienenen Buch *Der Kaiser von Amerika* geschildert hat. In New York heiratete er Dora Glassberg, die Tochter eines Gewerkschaftsaktivisten, der 1904 aus der Gegend von Lublin in die USA emigriert war. Elias, der nun ein amerikanisierter Eli war, ernährte die Familie als Verkäufer von Farben und Lacken. Sanders besuchte eine öffentliche Schule, ging aber sonntags in einer orthodoxen Synagoge in den Hebräisch- und Religionsunterricht.

Elias Sanders, der mit einem Bruder nach Amerika gegangen war, hatte einen weiteren Bruder, eine Schwester und seine Mutter in Słopnice zurückgelassen. Über das weitere Schicksal dieses in Polen verbliebenen Bruders (also Bernie Sanders' Onkel) gibt es keine Aufzeichnungen. Er dürfte vor dem Zweiten Weltkrieg nach Krakau gezogen sein, wo er nach dem Überfall der Wehrmacht auf Polen wahrscheinlich im Ghetto eingesperrt und ermordet wurde. Verbucht ist jedenfalls das traurige Ende der Schwester und Mutter von Elias Sanders, also Bernie Sanders' Tante und Großmutter: sie wurden – wie alle rund zehn jüdischen Familien von Słopnice – am 5. November 1942 im nahen Limanowa umgebracht.

Widerwillig über die Zeit in Israel

Nach seinem Studienabschluss ging Sanders im Jahr 1963 für einige Monate nach Israel, um in einem Kibbuz nahe Haifa zu arbeiten. Dort weilte er als Gast der Hashomer Hatzair, einer betont sozialistischen Jugendbewegung. Heute allerdings spricht Sanders nur widerwillig über diese Zeit.

Wieso Sanders sich nicht offen zu seinem Judentum bekennt, ist unklar.

An der öffentlichen Meinung kann es nicht liegen. Laut einer Umfrage von Pew Research sagen acht Prozent der Amerikaner, dass sie eher für einen Präsidentschaftskandidaten stimmen würden, der Jude ist, während zehn Prozent meinen, dass dies ein Anlass für sie wäre, gegen ihn zu stimmen. 80 Prozent sagten, das wäre ihnen egal.



Als Mormone, Moslem oder Atheist stünde Sanders einer wesentlich feindseligeren Öffentlichkeit gegenüber.

Sanders' Verhältnis zu Israel ist wenig kontrovers. Er befürwortet die Zwei-Staaten-Lösung, um die starke Israel-Lobby AIPAC macht er einen Bogen, er hört vielmehr auf die liberale Organisation J Street.

In gewisser Hinsicht belegt der Umstand, dass Sanders sein Judentum nicht sozusagen ständig am Revers tragen muss, wie wenig kontrovers es in den USA heute ist, als Jude das höchste Amt im Staat anzustreben. Sanders' politisches Credo ist ein viel größeres Hindernis: Jeder zweite Amerikaner sagt laut einer Gallup-Umfrage vom vergangenen Juni, dass er niemals einen Sozialisten wählen würde.

nu

Schlacht auf dem Campus

An den Universitäten in den USA heizt sich der Konflikt um Israel auf. Pro-israelische Gruppen und streitbare Aktivisten der sogenannten BDS-Bewegung (Boycott, Diversity, Sanctions), liefern sich heftige Auseinandersetzungen. Peter Frey analysiert die Situation an seiner Heimat-Universität, dem Vassar College, an dem er 1982 sein Studium absolvierte.

ÜBERSETZUNG: DANIELLE SPERA

In Wien aufgewachsen, war ich daran gewöhnt, als Jude immer Teil einer kleinen Minderheit zu sein (meine beiden Brüder und ich waren die einzigen Juden in unserem Gymnasium). Plötzlich in einer Umgebung zu sein, in der 25 Prozent der Studentenschaft jüdisch war, bedeute für mich eine Offenbarung. Auf einmal war es bequem und unkompliziert, jüdisch zu sein. Das Vassar College war einer der Gründe, warum ich mich in die USA verliebte.

Das jüdische Leben war damals ganz und gar unpolitisch. Die wichtig-

sten politischen Anliegen der Studenten in dieser Zeit waren, alle Investitionen der Universität aus Südafrika abzuziehen, oder sich für die Wiederwahl von Jimmy Carter für die Präsidentschaft einzusetzen. In den vergangenen 34 Jahren habe ich mich immer mit meiner Hochschule verbunden gefühlt und dort auch engagiert.

Doch dann geriet der Nahe Osten in den Fokus. 2014 beschloss eine Gruppe von Politikologie-Studenten, eine Studie zum Thema Wasserfragen in Israel und der Westbank durchzuführen. Daraufhin kam es zu Protesten durch die antizionistische palästinensische Aktivistengruppe „Studenten für Gerechtigkeit in Palästina“ (SJP), die an verschiedenen US-Universitäten immer wieder durch aggressives Verhalten gegen jüdische Studierende aufgefallen ist. Sie behauptete, dass es bei solch einer Studie um viel mehr als nur um das Thema Wasser ginge, und blockierte sogar den Zugang zu den Klassenräumen, in denen die Politikologie-Studenten arbeiten sollten. Die Universitätsleitung versuchte, eine ruhige Diskussion zu dem Thema einzuleiten, doch ohne Erfolg.

Ein unbequemer Ort für jüdische Studenten

Etwa zur gleichen Zeit entschied sich die „American Studies Association“, eine von vielen amerikanischen Hochschulgruppen, akademische Institutionen in Israel zu boykottieren. Eine äußerst umstrittene Entscheidung, mit der sich viele Hochschu-

len – einschließlich Vassar – nicht einverstanden erklärten. Allerdings verfasste eine Gruppe von Vassar-Professoren einen Brief und erklärte, dass sie sehr wohl mit einem Boykott israelischer Universitäten einverstanden wären.

Diese Vorkommnisse sorgten dafür, dass die Presse sich für Vassar zu interessieren begann. So erschien im angesehenen *Wall Street Journal* ein Artikel, in dem das Vassar College als unbequemer Ort für jüdische Studenten bezeichnet wurde. Die Folge war, dass Vassar von der Organisation „Stand with us“ auf die Liste der zehn antisemitischsten Universitäten gesetzt wurde. Daraufhin stellten zahlreiche jüdische Alumni ihre finanzielle Unterstützung von Vassar ein.

In den vergangenen zwei Jahren hat sich der Ton an den amerikanischen Universitäten weiter verschärft, auch wegen der Ereignisse von Ferguson und anderer Beispiele von Polizeigewalt gegen meist junge Afroamerikaner. In dieser Atmosphäre ist auch die Unterstützung für die BDS-Bewegung an den Universitäten gewachsen und die Sympathie für die Palästinenser, die von vielen Studenten als unterdrückte Minderheit angesehen werden, gestiegen.

In Vassar hat die palästinensische Aktivistengruppe SJP weiterhin zwar nur eine sehr geringe Anzahl von Anhängern (offiziell sind es zwölf Mitglieder), darunter befinden sich aber auch jüdische Studenten. Auch eine jüdische Pro-BDS Organisation

So lange die politische Situation zwischen Israelis und Palästinensern im Status quo verharret, so lange wird sich die PR-Schlacht noch verstärken und Vorwürfe des Antisemitismus werden im Zentrum der Diskussionen stehen.



Frey: Das Vassar College war einer der Gründe, warum ich mich in die USA verliebte.

ist in Vassar aktiv. Sie werden durch verschiedene konservative Gruppierungen um den republikanischen US-Unternehmer Sheldon Adelson bekämpft.

Fehlende sachliche Diskussion

Die linksliberale pro-israelische Organisation J Street ist als einzige vor Ort aktiv, um der BDS-Bewegung entgegenzuwirken. J Street setzt sich für einen nuancierten Dialog zwischen Israelis und Palästinensern ein und steht damit im Gegensatz zu den anderen Gruppierungen an den beiden Extremen dieser Schlacht am Campus.

In den letzten Monaten hat sich die Situation aufgeheizt. Die Diskussionen unter den Studenten nehmen an Schärfe zu und es kommt immer wieder zu aggressiven, verbalen Attacken gegen jüdische Studenten in den Social Media. Öl ins Feuer goss dann Professorin Jasbir Puar von der

Rutgers Universität, eine bekannte BDS-Anhängerin. In einer Rede an der Vassar Universität erwähnte sie Gerüchte, dass Israel Körperteile von toten palästinensischen Gefangenen entfernen würde. Obwohl ihr Vortrag nur einer unter mehr als tausend wissenschaftlichen Vorlesungen war, nahm ihn das *Wall Street Journal* zum Anlass, in einem weiteren Artikel Vassar College gleich als Brutstätte des Antisemitismus zu bezeichnen. Die Universitätsleitung sei nicht bereit, die jüdischen Studenten zu schützen. Später stellte sich heraus, dass die beiden bekannten Autoren nicht ein einziges Gespräch mit der Verwaltung, den Professoren oder Studenten geführt und auch die Universität nicht besucht hatten.

Tatsächlich ist das jüdische Leben auf dem Vassar Campus voller Lebendigkeit, Vielfalt und Aktivität. Es gibt ein Judaistik-Studium, jüdische Studien, auch Jiddisch, und verschiede-

denste Vorträge über das Judentum und über Israel. Last but not least ist ein Viertel der Studenten jüdisch. Mehr als hundert Studenten besuchen wöchentlich die Gottesdienste am Freitagabend und das Schabbat-Abendessen.

Wie lässt sich also diese Eskalation bewerten? Vassar sieht sich wie viele andere US-Universitäten zwischen zwei starken Kräften eingeklemmt: einerseits einer wachsenden BDS-Bewegung, die auch aufgrund der fehlenden politischen Fortschritte zwischen Israelis und Palästinensern an Popularität gewinnt. Andererseits versuchen jüdische Gruppen zu beweisen, dass die Kritiker der israelischen Regierung antisemitisch agieren würden.

In dieser verbalen Schlacht auf dem US-Campus fehlt jegliche sachliche Diskussion über den tatsächlichen Status zwischen Israelis und Palästinensern. Es scheint, als ob beide Seiten absolut kein Interesse an einem Dialog zeigen, um einen essentiellen Beitrag zur Deeskalation zu leisten.

Es ist schwer, die Zukunft vorherzusagen, aber eines ist klar: So lange die politische Situation zwischen Israelis und Palästinensern im Status quo verharret, so lange wird sich die PR-Schlacht noch verstärken, und Vorwürfe des Antisemitismus werden im Zentrum der Diskussionen stehen. Die Universitäten in den USA und Großbritannien müssen sich darauf vorbereiten, dass sie zu einem Spielball werden, in einem Wettbewerb, den sie vermutlich nicht verstehen und ganz bestimmt nicht kontrollieren können.

nu

Das Vassar College ist eine amerikanische Elitehochschule in Poughkeepsie. Es wurde 1861 von Matthew Vassar als College für Frauen gegründet, 1969 war das College Vorreiter bei der gemeinsamen Ausbildung von Männern und Frauen. Von den heute 2500 Studierenden ist etwa ein Viertel jüdisch.

Die toxische Kraft eines Familien-geheimnisses

Jennifer Teege, die Enkelin des SS-Hauptsturmführers Amon Göth, entdeckte erst im Alter von 38 Jahren ihre Familiengeschichte und sprach darüber mit NU.

VON IDA SALAMON

Als Jennifer Teege vor etwa acht Jahren in einer Hamburger Bibliothek einige Publikationen durchsuchte, fiel ihr Blick auf ein Buch mit rotem Cover: *Ich muß doch meinen Vater lieben, oder? Die Lebensgeschichte von Monika Göth, Tochter des KZ-Kommandanten aus „Schindlers Liste“*. Die junge Frau rang nach Luft und begann in ihr Familiengeheimnis zu versinken. Sehr rasch wird ihr klar: der

„Schlächter von Plaszow“, Amon Göth, ein geborener Wiener und massenmordender Sadist, war ihr leiblicher Großvater.

Jennifer, eine hochgewachsene Frau mit dunkler Hautfarbe, die überall auch wegen ihrer Model-Statur Aufmerksamkeit auf sich zieht, hatte schon früh Grund zur Depression. Nicht nur, dass sie ohne ihren Vater, einem Nigerianer, aufwuchs, sie sah auch ihre Mutter nur selten. Sie war wenige Monate alt, als sie zur Adoption freigegeben wurde. Bis zu ihrem siebten Lebensjahr wuchs Teege bei einer Pflegefamilie auf. Danach wurde sie von einer anderen Familie adoptiert. Zum ersten Mal in ihrem Leben spürte Jennifer Sicherheit und etwas, was sie selbst als „Normalität des Kindheit“ bezeichnet. „Es war eine Umgebung, die mich mit ihrer Gesprächskultur geprägt hat. Es wurde viel diskutiert, auch über gesellschaftliche Themen.“ Später studierte sie, verdiente als Model Geld und wollte Schritt für Schritt die Welt kennenlernen.

Faszination Israel

Es war in Paris, als sie zum ersten Mal jemandem aus Israel begegnete. Sie kannte das Land aus den Medien und hörte einiges über das jüdische Volk in der Schule, meistens düstere Geschichten aus der Vergangenheit. Mit ihrer Mitbewohnerin machte sie sich auf nach Israel und begann in Tel Aviv Geschichte des Mittleren Osten und Afrika zu studieren. In diesem kontrastvollen, vibrierenden und



© SVEN HOPPE/DPA/PICTUREDESIGN.COM

Ihr Großvater hätte sie erschossen.

warmen Land war die damals Anfang Zwanzigjährige Jennifer Teege glücklich. Trotz permanentem Kriegszustand und fühlbarer Bedrohung stieß sie auf sehr viel Lebensfreude und junge Menschen verschiedenster Herkunft, die versuchten, miteinander zu leben. Aber auch von der Landschaft und Sprache war sie fasziniert. Sie verliebte sich in einen Juden. Katholisch, getauft in einem Kinderheim, in welchem sie ihre ersten Lebensjahre verbracht hatte, wusste sie, dass sie einen Platz für sich in Israel nur dann finden konnte, wenn sie zum Judentum überträte. Jennifer wollte aber nicht aus einer Religion, die für sie keine große Bedeutung hatte, in eine andere wechseln. „Der tiefe innere Glaube, dass man nicht das Maß aller Dinge ist, das hat mich immer begleitet. Aber die Religion war nie im Mittelpunkt.“ Nach fünf Jahren Aufenthalt in Israel kehrte sie mit einem Diplom und guten Kenntnissen der hebräischen Sprache nach Hamburg zurück.

Die Wahrheit

Der Wendepunkt in ihrem Leben kam mit 38 Jahren, als sie die Wahrheit über ihre Familie entdeckte: „Nachdem ich das Buch gefunden habe, bin ich in die Psychoanalyse zurückgegangen, denn ich war nicht in der Lage, das Problem alleine zu verarbeiten.“ Die Depressionen nach der Entdeckung des Buches waren besonders stark. Allerdings war die traurige Stimmung nichts Neues in ihrem Leben, diese hatte sie auch früher wegen der Deprivation, der Mutterentbehrung. „Am meisten beeinflusste mich aber das Familiengeheimnis und dessen toxische Kraft.“

Es war eine lange Entwicklung auf dem Weg zur inneren Freiheit von Jennifer Teege. „Ich habe mich unterschiedlich zu verschiedensten Zeiten gefühlt: als Kind alleine und einsam, einer meiner Grundgefühle.“ Dann kamen Zugehörigkeit und Normalität

in einer Adoptivfamilie. „Weggegeben zu sein und trotzdem jemanden gefunden zu haben. Ein ständiges Gefühl zu haben, aus Dankbarkeit immer etwas leisten zu müssen.“

In Paris war Teege zum ersten Mal in einem Umfeld, wo sie nicht die einzige dunkelhäutige Frau war. In Israel war sie in der Rolle der Deutschen, als Teil der Tätergeneration. Dann tauchte die Frage nach ihrer Identität auf: „Wer bin ich?“. Auf der Spitze des Bergs stellt sich mit dem entdeckten Buch die Frage: „Was bedeutet es für mich, dass ich die Enkelin von Amon Göth bin?“ Es folgte eine Auseinandersetzung mit ihrem im Vordergrund stehenden Großvater. „Das war aber eigentlich eine Auseinandersetzung mit der Mutter und mit meiner Großmutter, da die Identifikation mit ihnen viel länger und stärker war.“

Die Großmutter, Ruth Irene Göth, war für Teege eine Person, die eine ganz andere Rolle gespielt hat als vor dem Krieg an der Seite von Amon Göth. „Das ist die Komplexität des Menschen, die sich in meiner Großmutter widerspiegelt. Bei ihr sieht man, dass es nicht so einfach ist, die Menschen in Raster zu setzen. Ein Mensch ist immer jemand, der ganze viele unterschiedliche Seiten in sich trägt. Für mich war sie nur meine Großmutter, dieses kindliches Gefühl, das nicht stirbt. Die Täuschung zu sehen, dass der Mensch, den man anders wahrgenommen hat, so eine dunkle Seite hat, das war für mich sehr schwierig.“

Die Erlösung

Während der Recherche über ihren Großvater Göth war Teege an den Plätzen, wo er in Polen als Kommandant des Konzentrationslagers Plaszow bei Krakau tätig war. Ihr ging es nicht um Spurensuche, um Klärung von historischen Fakten, sondern eher darum, sich von der emotionalen Belastung zu befreien. „Und das habe

ich in Polen gefunden, bei dem Plaszow-Mahnmal. Man darf nicht wegsehen und muss eine Verpflichtung fühlen, sodass der Schrecken nicht mehr passiert. In dieser Stille gab es einen Moment, in dem ich nicht wegelaufen bin, ich wollte bewusst den Moment aushalten, um nachher weitergehen zu können.“

Das Buch *Amon: Mein Großvater hätte mich erschossen* hat Jennifer Teege ein neues Leben ermöglicht. „Ich habe meinen Beruf aufgegeben, um etwas Sinnvolles zu machen. Hoffentlich kann ich etwas anderes als die schreckliche Figur von meinem monströsen Großvater gegenüberstellen.“

Jennifer Teege nennt zwei Begriffe, die mit ihrer Botschaft eng zu tun haben: Schuld und Verantwortung und zwar „für jeden, der nach dem Krieg geboren ist in der deutschen Gesellschaft, auch in der dritten und vierten Generation, die nicht im Krieg involviert war. Schuld ist nicht vererbbar. Es geht um Verantwortung, man muss versuchen, die Welt zu verändern anhand eines positiven Beispiels. Ich streue auch kleine Botschaften: Wie wichtig ist es zu sein, wie man ist in seiner eigenen Menschlichkeit. Zu zeigen, dass man fähig ist, Gefühle zu entwickeln, und das in Gegenüberstellung zu meinem Großvater.“

Jennifer Teege hat ihren Mittelpunkt in Hamburg. Dort ist ihr Wohnsitz, dort gehen ihre Kinder in die Schule. Sie fühlt sich überall wohl, in Wien und in den USA, wo sie Lesungen und Vorträge hält. „Man muss es schaffen, ein verantwortungsvolles Leben zu führen.“ Das versucht sie auch, ihren zwei Söhnen weiterzugeben. „Das Wichtigste ist, dass sie wissen, dass so wie sie sind – es gut und richtig ist. Dass sie sich selbst wertschätzen und dieses innere Gefühl von Wertschätzung automatisch ein Gefühl von der sozialen Verantwortung ist, das sie weitergeben sollen.“ *nu*

„Ich streue auch die kleinen Botschaften: Wie wichtig ist es zu sein, wie man ist in seiner eigenen Menschlichkeit. Zu zeigen, dass man fähig ist, Gefühle zu entwickeln, und das in Gegenüberstellung zu meinem Großvater.“

„Shalom Alaikum“ – Globalisierung in der Flüchtlingshilfe

Eine New Yorker Gruppe von ganzheitlichen Therapeuten kam nach Wien, um in der Flüchtlingsbetreuung auszuhelfen.

VON HERBERT VOGLMAYR

Von New York nach Wien fliegen, in eines der Flüchtlingshäuser gehen, kurz mit einem der Organisatoren sprechen, dann zehn Tage lang kostenlos und völlig unkonventionell bis zum Umfallen arbeiten und wieder zurückfliegen. Das war der Urlaub von Birgit Nagele, Wendy Henry und Shawn Cuddy, die zu einer New Yorker Gruppe von ganzheitlichen Therapeuten gehören und über Weihnachten 2015 für zehn Tage nach Wien gekommen sind, um in der Flüchtlingsbetreuung auszuhelfen – in Häusern der katholischen Hilfsorganisation Caritas, Rotem Kreuz, Arbeiter-Samariterbund und der jüdischen Freiwilligen-Initiative „Shalom Alaikum“. Wohnen und essen konnten sie bei Gastfamilien.

Mit Therapiemethoden der Traditionellen Chinesischen Medizin (Akupressur, Yoga- und Meditationstechniken, Tai Chi-Übungen, Reflexzonenmassage, Atemtechniken) versuchten sie, den Flüchtlingen (vor allem Kindern und deren Eltern) den

extremen Stress der Flucht und oft auch traumatische Erlebnisse erträglicher zu machen und ihre Gesundheit zu stärken. Darüber hinaus bildeten sie andere Freiwillige in ihren Methoden aus, um damit einen Multiplikatoreffekt zu erzielen. Mohammad aus Afghanistan lässt sich von Birgit die Handreflexzonen-Massage beibringen, ein Bekannter von Wendy, den sie aus einem Workshop in Slowenien kennt, bringt ein Stück Knetmasse mit, um Diagramme von Hand- und Ohr-Reflexzonen plastisch darzustellen und damit die Einschulung zu erleichtern. In einem der Häuser treffen sie Mori, einen Yogalehrer aus dem Iran, der längere Zeit in Nepal gelebt hat. „Wir sind hoch erfreut“, schreibt Wendy in einem E-Mail-Bericht, „dass Mori sich uns anschließen wird. Wir werden in seiner kleinen Wohnung unseren Workshop veranstalten und ihn bei seinen Yoga- und Meditationskursen unterstützen. Unsere Absicht ist es, mehr und mehr ‚wellness work‘ in die Flüchtlingshäuser zu bringen“.

Serving Those Who Serve

Die Reise nach Wien wurde über STWS, einen Zusammenschluss ganzheitlicher Therapeuten in New York, mit Spendenaufrufen im Internet finanziert. Die Nonprofit-Organisation STWS (Serving Those Who Serve, www.stws.org) wurde nach den Terroranschlägen vom 11. 9. 2001 auf die Türme des World Trade Centers gegründet, um Opfer und Helfer zu betreuen. Mittlerweile sind an die 3.000

Personen der 11/9-Gemeinde durch ihre Programme gegangen, von denen viele nach wie vor einer therapeutischen Betreuung bedürfen. Darüber hinaus werden Betroffene von Hurrikans wie Katrina und Sandy oder der BP-Ölpest im Golf von Mexiko betreut sowie Personal und Veteranen der US-Armee, die mit gesundheitlichen Problemen zu kämpfen haben, weil sie Umweltgiften oder anderen von Menschen verursachten Naturkatastrophen ausgesetzt waren. Der Direktor von STWS, Jose Mestre, ist Psychotherapeut und arbeitet im New Yorker Stadtteil Queens mit Flüchtlingen und Immigranten. Er war früher selbst Flüchtling und bezieht die Motivation für seine Arbeit daraus, dass es „zu einem wesentlichen Teil Flüchtlinge und Immigranten waren, die Amerika groß gemacht haben.“

Birgit – von einem Facebook-Freund über die Flüchtlingskrise in Europa informiert – war bereits im Oktober 2015 in Wien und arbeitete im „Kids Corner“ am Westbahnhof mit Kindern und ihren Eltern. Roland Reisinger, der Organisator des „Kids Corner“, sagte ihr am letzten Tag: „Sie sind wirklich gut in dem, was Sie machen, wir werden Sie vermissen.“ Motivation genug, um zu Weihnachten mit Verstärkung wieder zu kommen. Letzten Informationen zufolge ist mittlerweile schon an eine neuerliche Wiederkehr gedacht, es gibt bereits weitere Interessenten zur Verstärkung des Teams. Gut so, die Flüchtlingsfrage wird uns ja noch eine Weile beschäftigen. nu



Wer mit Rafi Kishon unterwegs ist, darf sich auf wirklich vergnügliche Stunden freuen. Der älteste Sohn des erfolgreichen israelischen Schriftstellers und Satirikers, Ephraim Kishon, hat den großartigen Humor seines Vaters geerbt. Über seinen Vater, dessen künstlerisches Erbe er verwaltet, spricht er gern und meint, „Mein Vater war kein lustiger Mensch“.

VON DANIELLE SPERA (TEXT)
SEBASTIAN GANSRIGLER (FOTOS)

Das Beste-Ehefrau-Dilemma

Rafi Kishon hat eine ganz andere Karriere eingeschlagen. Er studierte in Heidelberg, wurde Tierarzt und tritt wöchentlich im israelischen Fernsehen auf. Begonnen hat es damit, dass er Politiker mit Tieren verglich und das mit dem ihm eigenen Humor. In seiner Heimat Israel wurde er damit (fast) berühmter als sein Vater. Im Unterschied zum deutschsprachigen Raum: „Mein Vater war in Österreich, Deutschland und in der Schweiz der zweitbekannteste israelische Jude.

Der bekannteste Jude heißt Jesus. Auch er hat eine große Karriere in der Welt gemacht, allerdings hat er nur einen Bestseller geschrieben, das Neue Testament. Aber er ist bekannter als mein Vater, das muss man ganz bescheiden zugeben“, so Rafi Kishon. Tatsächlich haben die Bücher von Ephraim Kishon weltweit eine Auflage von 43 Millionen erreicht und sind in 37 Sprachen erschienen, zwei seiner Filme waren für den Oskar nominiert, drei Mal erhielt er den Golden Globe. In

Wien hat sich Ephraim Kishon besonders wohl gefühlt, die Stadt hatte eine große Anziehungskraft auf ihn. Hier traf er sich in diversen Cafés mit seinem kongenialen Übersetzer Friedrich Torberg. Rafi Kishon ist erst zum zweiten Mal in Wien. Im Café Griensteidl erinnert er sich an die Berichte seines Vaters über Torberg. „Friedrich Torberg war in den Augen meines Vaters ein Genie, denn Humor zu übersetzen ist fast unmöglich. Überhaupt den Humor meines Vaters. Mein Vater hat auf He-

bräisch geschrieben, Torberg hat aus schlecht ins Englische Übersetztem Großartiges gemacht“. So stammt der bekannte Begriff der „besten Ehefrau von allen“ nicht von Kishon, sondern von Torberg. Kishon hatte „die kleine Frau“ geschrieben und Torberg daraus, „die beste Ehefrau von allen“ gemacht. „Am Anfang war mein Vater Torberg sehr dankbar, doch später war er darüber verärgert. Das Problem war, dass seine Frau mit der Zeit begann, daran zu glauben. Sie sagte, ich bin doch die beste Ehefrau von allen, das steht doch schwarz auf weiß, millionenfach. Das kannst du nicht bestreiten“.

Nazi-Thema als Obsession

„Die enge Verbundenheit meines Vaters zu Österreich ist auch mathematisch nachzuweisen“, sagt Rafi Kishon, da 66,6 Prozent aller seiner Ehefrauen aus Österreich stammen: „meine Mutter und seine dritte Frau, Lisa. Mein Vater hat gesagt, dass er die Verleumdungen der Medien zurückweisen müsse, dass seine dritte Frau so alt sei wie sein Sohn. Das seien Lügen. Er sagte: ‚Sie ist älter als mein Sohn! Um zwei Monate.‘“

Ephraim Kishon, 1924 in Ungarn geboren, hatte die Nazizeit in einem Arbeitslager überlebt und ist dann aus dem kommunistischen Ungarn nach Wien geflüchtet. Wien war der erste Ort, an dem er sich wirklich frei fühlte, berichtet Rafi Kishon. Israel war für ihn ein fremdes Land mit einer fremden Sprache, doch als Überlebender des Holocaust wollte er dort leben, denn dort sei, wie er sagte, ein Jude kein Jude. So konnte er dann hochgehobenen Hauptes nach Deutschland und Österreich reisen und hat sich Europa durch seinen Erfolg erobert. Wie sehr die Erfahrungen als verfolgter Jude seinen Vater geprägt hatten, erfuhr Rafi Kishon erst spät. Er fuhr im Auto seines verstorbenen Vaters und

legte eine Audio-Kassette ein, darauf zu hören waren Reden von Adolf Hitler und Josef Goebbels. „Ich konnte es nicht glauben, ich fuhr durch Tel Aviv, es war ein herrlicher Tag und im Auto meines Vaters liefen diese Reden. Mein Vater hatte eine Obsession mit dem Nazi-Thema.“, sagt Rafi Kishon. Gab es bei Kishons zu Hause dann überhaupt etwas zu lachen? „Practical jokes, ja, die liebte mein Vater“. So bekam er zum Beispiel eines Tages eine sehr teure Gänseleberwurst in einem prachtvollen Porzellanbehälter geschenkt. Als sie leer war, füllte Kishon eine billige israelische Leberwurst in die Verpackung und servierte sie Gästen, mit den Worten, so etwas Gutes könne man in Israel lange suchen. Er freute sich sehr, wenn er Freunde auf die Schaufel nehmen konnte.

In Wien übernachtete Ephraim Kishon immer in verschiedenen Hotels. „Mein Vater hatte stets drei 200-Watt-Glühlampen mit. Er sagte, die Hotels seien wie Fledermaushöhlen.“ Und es musste ein Schwimmbad in der Nähe sein, denn er ging jeden Tag schwimmen. „Schade, dass er mich nicht gefragt hat. Schwimmen ist gut für Delfine, doch er hätte lieber mehr gehen oder laufen sollen. Die Menschen gehören auf den Boden“, sagt der Tierarzt Rafi Kishon.

„Mein Sohn, der Vieharzt“

Wien ist für Rafi Kishon eine Art Heimat, auch wenn er erst zwei Mal hier war. Durch die Erzählungen seiner Mutter und der Großeltern ist ihm die Stadt sehr vertraut. Seinen Vater hat er immer wieder bei seinen Auftritten begleitet, allerdings in Deutschland, wo Rafi Kishon studierte. „Er hatte ein gesundes Verhältnis zu Deutschland und meinte, es sei ihm wichtig, dass es einen guten Kontakt zu Israel gibt. Er hat dort auch immer wieder über

Israel erzählt. So sagte er: ‚Ihr in Europa könnt nicht verstehen, was für ein kleines Land Israel ist. Ein kleines Land umgeben von Feinden. Es ist so ein kleines Land, man kann in einer halben Stunde an einem phantastischen Strand sein oder in arabischer Gefangenschaft. Es ist so klein, dass es auf der Weltkarte gar keinen Platz gibt, den Namen hin zu schreiben. Man schreibt Isr.‘ Und er hat erzählt, dass sein Onkel Egon aus den USA kam, ganz enthusiastisch – ‚Ich will ganz Israel sehen von Norden bis Süden, von West nach Ost.‘ ‚Ja klar machen wir das‘, sagte mein Vater, ‚aber was machen wir am Nachmittag?‘“

Deutsch war die Lingua franca im Hause Kishon. Als Rafi in den Kindergarten kam, sprach er kein Wort Hebräisch. Sein Deutsch war durch das Wienerisch seiner Mutter und Großeltern geprägt. Hochdeutsch höre er erst bei seinem Studium in Deutschland: „Ich ging in eine Bäckerei, da lagen Berge von Semmeln und ich sagte: Ich möchte zwei Semmeln. Die Antwort war: Das haben wir nicht. Aber was sollen diese Berge da sein? Das sind doch Brötchen! Aha, Brötchen heißt das, das wusste ich nicht. Ich kannte Schlagobers statt Sahne, Faschiertes statt Hackfleisch und den Ofen hat meine Oma noch Backrohr genannt.“

Warum er sich entschlossen hat, gerade Tierarzt zu werden? Rafis Mutter (geb. als Eva Klammer in Wien) war Laborleiterin in einer Krankenkasse. Tiere, besonders Hunde hatten es ihm immer angetan. Tierarzt ist ja so gar kein „jüdischer Beruf“. Ephraim sagte immer, „mein Sohn, der Vieharzt“. Und er war sehr stolz auf Rafi wegen seiner Auftritte in den Medien. „Niemand interessiert sich für mich als Sohn von Ephraim Kishon, das spielt in Israel keine Rolle. Es ist, weil ich ein guter Tierarzt bin und das Thema gut im Fernsehen rüberbringe. Es war

Rafi Kishon hat eine ganz andere Karriere eingeschlagen. Er studierte in Heidelberg, wurde Tierarzt und tritt wöchentlich im israelischen Fernsehen auf. Begonnen hat es damit, dass er Politiker mit Tieren verglich und das mit dem ihm eigenen Humor.



Kishon'sche Grundsatz: „Wenn der Moment der Wahrheit kommt, gibt es nur eines: Lügen, lügen, lügen.“

Ephraim Kishon, 1924 in Ungarn geboren, hatte die Nazizeit in einem Arbeitslager überlebt und ist dann aus dem kommunistischen Ungarn nach Wien geflüchtet. Wien war der erste Ort, an dem er sich wirklich frei fühlte, berichtet Rafi Kishon.

ihm wichtig, dass ich nicht in seinen Bereich wildere, sondern allein meinen Weg schaffe.“ Viel Bekanntheit erreichte Rafi Kishon durch seine nie realisierte Idee, Gasmasken für Haustiere zu produzieren. Israel ist fast täglich Ziel von Raketenangriffen, im Golfkrieg befürchtete man Angriffe mit Giftgas, daher musste jeder Haushalt genügend Gasmasken haben. „Bis heute schreiben mir Leute, dass sie eine solche Gasmaske für ihre Katzen oder Hunde kaufen wollten.“

Rafi Kishons Auftritte im TV und auch seine Bücher sind mit viel Humor gespickt, er verglich bekannte Menschen mit Tieren. Clinton beschrieb er als Löwen, Yassir Arafat als Chamäleon, Helmut Kohl als Elefanten und aus Boris Becker machte er ein Känguru. Der Fußballkaiser Franz Beckenbauer war ihm ein kaiserlicher Pinguin, der den Ball zwischen den Beinen hält und nicht mehr hergibt. Es ging nicht nach dem Aussehen, sondern um das Wesen. „Als ich meinem Vater das Buch gab, meinte er, er wolle ja keine Konkurrenz.“

„Dein Sohn hat sehr viel Humor“

Rafi Kishons persönliches Lieblingsbuch seines Vaters ist *Kein Applaus für Podmanitzki*. Darin geht es ausschließlich um Theater, Medien und Kino. Erstaunlich, denn Rafi kommt als ältester Sohn immer wieder in dem erfolgreichsten Buch von Ephraim Kishon vor. *Familien-geschichten* ist das meistverkaufte hebräische Buch der Welt (nach der Bibel) und beginnt mit Rafis Geburt. „Ich fühle mich wie Adam, also wie der erste Mensch. Immer wenn ich diese Geschichte lese, bin ich unheimlich aufgeregt. Denn ich befinde mich im Bauch meiner Mutter und erfahre in dieser Geschichte, was mein Vater von Sekunde zu Sekunde macht und wie er von Moment zu Moment immer hysterischer wird. Ich mag das Ende

dieser Geschichte. Der Portier sagt ihm, es ist ein Sohn, dreieinhalb Kilogramm. Und er ist außer sich, läuft mitten in der Nacht auf die Straße, macht einen Purzelbaum. Da kommt ein Polizist, sagt ihm: ‚He, was machen sie da? Mein Vater antwortet ihm: Ein Sohn, dreieinhalb Kilogramm.‘ Da zieht der Polizist sein Portemonnaie heraus und zeigt ihm ein Bild von seinem Sohn. Das ist so israelisch, diese Reaktion des Polizisten. Das ist Kishon. Die Israelis fragen immer wieder: Wie konnte er uns so beobachten? Ich meine, er konnte es nur, weil er ein Gast war, weil er als Fremder kam.“

Jahrzehntelang wurde Ephraim Kishon auch gefragt, was eigentlich der kleine Rafi jetzt so mache. Für die Leser war es unvorstellbar, dass Rafi inzwischen bereits über fünfzig Jahre alt war. Seit siebeneinhalb Jahren lebt Rafi in einer spannenden Beziehung mit einer Frau. Esti ist aus der streng orthodoxen jüdischen Gemeinschaft ausgestiegen. Sie lernten sich in einem Fitnesscenter kennen, wo sie

als Trainerin arbeitete. Rafi dachte, sie sei zu jung für ihn, sie wolle sicher Kinder. Auch der Name Kishon sagte ihr nichts. „Du kommst sicher aus dem Ausland“, fragte Rafi, sie antwortete: „noch von viel weiter: Aus Bnei-Brak“ (Anm., das ultraorthodoxe Viertel bei Tel Aviv). Dann stellte sich heraus, dass sie mit 37 Jahren bereits mehrfache Großmutter war. Im Gegensatz zu manchen anderen „Aussteigern“ aus der Orthodoxie wurde Esti von ihrer Familie nicht verstoßen. Allerdings wird über viele Dinge besser nicht gesprochen, z. B. dass Rafi und sie am Schabbat auch Arbeiten verrichten, was ja streng verboten ist. „Da halten wir es nach dem Kishon’schen Grundsatz: Wenn der Moment der Wahrheit kommt, gibt es nur eines: Lügen, lügen, lügen. Ich werde jetzt ein Stück schreiben. *Männer sind vom Mars und Frauen aus Bnei Brak*. Man hat meinem Vater immer gesagt, ‚Dein Sohn hat sehr viel Humor.‘ Und er antwortete, ‚Ja ich weiß, den hat er von seiner Mutter geerbt.“

nu



Wien ist für Rafael Kishon eine Art Heimat

Facebook-Terror, Tourismus und ein Hoffnungsschimmer



Kontrolle auf den Straßen Jerusalems

© ODED BALILTY/AP/PICTUREDESK.COM

Seit etwas mehr als einem Jahr kommt es immer wieder zu Attacken auf das öffentliche Leben in Israel. Politiker reden von einer „Terrorwelle“.

VON JOHANNES GERLOFF

Plötzlich rumpelt es hinter mir. Ich drehe mich um von dem mit Mandeln, Nüssen, Kernen und Trockenfrüchten beladenen Tisch, der für den Schuk Mahaneh Jehudah so typisch ist. Unmittelbar hinter mir liegt ein Mann auf dem Boden. Über ihm kniet ein anderer, der gerade aus der Gesäßtasche eine Stoffmütze zieht auf der in leuchtenden hebräischen Buchstaben „Mischtarah“ steht, „Po-

lizei“. Ein weiterer Polizist in Zivil steht daneben. Auf dem Boden rollt ein Schraubenzieher.

Mir bleibt keine Zeit, Fragen zu stellen. Schnell ziehen die beiden Beamten den Überwältigten vom Boden hoch, drängen ihn in eine Seitengasse, bombardieren ihn mit Fragen. Mich würdigen sie keines Blickes. Wollte mir dieser Mann den Schraubenzieher in den Rücken stoßen? Oder war er nur ein unvorsichtiger Kunde, der das gekaufte Werkzeug offen in der Hand getragen hatte, anstatt es in eine Tasche zu stecken? Die Aufmerksamkeit der beiden Polizisten wurde ihm jedenfalls zum Verhängnis.

Der „Schrecken“ verbreitet sich ungebremst

Die Stimmung in Israel ist angespannt, gereizt. Seit etwas mehr als einem Jahr machen Palästinenser ihrer Wut auf Juden mit ganz norma-

len Alltagsgegenständen Luft: Messer, Scheren, Schraubenzieher, Äxte. Mehrfach sind Autos in Menschenmengen hineingerast. Steinwürfe gehören in arabischen Siedlungsgebieten wieder zum Alltag. In letzter Zeit kommen auch wieder vermehrt Schusswaffen zur Anwendung.

Israel schützt Bus- und Straßenbahnhaltestellen mit Betonquadern. Die Präsenz von Polizei und Soldaten in der Öffentlichkeit wurde deutlich erhöht. Waffenbesitzer sollen ihre Schusswaffen bei sich tragen. Wer irgendwann einmal eine Ausbildung an der Waffe erhalten hat, wird ermutigt, einen Waffenschein zu beantragen. Die strikten Regeln, wann eine Schusswaffe zum Einsatz kommen darf, wurden gelockert.

Politiker meiden den Begriff „Messer-Intifada“, reden lieber von einer „Terrorwelle“. Sicherheitsexperten mühen sich, die Ratlosigkeit zu verbergen. Klar ist, dass die jahrelange Hetze in der palästinensischen Öffentlichkeit Früchte trägt. Wirtschaftliche und politische Zustände können aus israelischer Sicht kaum wirkungsvoll verändert werden. Es sind keine Terrororganisationen, die in letzter Zeit aktiv werden, sondern Einzeltäter, die spontan zum Messer oder zur Schere greifen und zustechen. Zudem sind es weniger Palästinenser von der anderen Seite der Mauer, sondern die aus Ostjerusalem, die einen israelischen Personalausweis haben und sogar Araber mit israelischer Staatsbürgerschaft. Dagegen gibt es kaum nachrichtendienstliche oder polizeiliche Mittel.

Neu an der jüngsten Welle der Gewalt im israelisch-palästinensischen Konflikt ist die Rolle der sozialen

Die Stimmung in Israel ist angespannt, gereizt. Seit etwas mehr als einem Jahr machen Palästinenser ihrer Wut auf Juden mit ganz normalen Alltagsgegenständen Luft: Messer, Scheren, Schraubenzieher, Äxte.

Netzwerke. Hautnah werden Terroranschläge von der ganzen Bevölkerung miterlebt. Jugendliche sind über Facebook, Twitter und WhatsApp oft schneller informiert als Polizei, Rettungskräfte oder Journalisten. Der „Terror“, der „Schrecken“, verbreitet sich ungefiltert und ungebremst. Es gibt Israelis, die sich nicht mehr auf die Straße trauen, kaum noch die vertrauten vier Wände der eigenen Wohnung verlassen. Wer in Tel Aviv oder Haifa wohnt, meidet aufgrund der Schreckensgerüchte Jerusalem.

Mit einfachsten Mitteln lassen sich Juden in Angst und Schrecken versetzen. Das sehen junge Palästinenser in den sozialen Netzwerken. Israelische Terrorexperten wissen aus Verhören: Es kann die enttäuschte Liebe, der Streit mit der Mutter oder die entwürdigende Bemerkung des Vaters sein, die einen Teenager zu drastischen Mitteln treibt. Facebook oder Twitter lehren: Mit einfachsten Mitteln kannst du in wenigen Minuten zum Nationalhelden werden. Ganz gleich, wie ein Spontananschlag ausgeht, die Bewunderung durch einen Großteil der palästinensischen Gesellschaft und die Anerkennung durch die palästinensische Autonomiebehörde sind gewiss.

Touristen sind keine Ziele

Kann man jetzt noch ins Heilige Land fahren? – Die Tourismusbranche verzeichnet nach Rekordjahren massive Einbrüche, besonders bei Besuchern aus Nordamerika und Europa. Dabei sind die Hauptleidtragenden interessanterweise Palästinenser, die bereits Milliarden einbrüche im Tourismusgeschäft melden. Heiliglandpilger aus Nigeria, Russland, China oder Singapur scheinen das Lebensgefühl der israelischen Gesellschaft und die Angst der westlichen Welt wenig zu beeindrucken. Sie kommen – und fast alle Israel-Reisenden der vergange-

nen Wochen bekommen vom „Facebook-Terror“ nichts mit.

Die Gefühle sagen: Wahlos werden Menschen niedergestochen. Tatsache ist jedoch, dass die überwältigende Mehrzahl der Opfer klar als Juden identifizierbar war. Überproportional viele sind israelische Wehrdienstleistende in Uniform und Menschen, die äußerlich, etwa durch ihre Kleidung, als Juden erkennbar sind. Touristen – vor allem, wenn sie als Reisegruppen auftreten – sind in keiner Weise Ziele des gegen Israel und das jüdische Volk gerichteten palästinensischen Terrors.

Außerdem stellt sich die Frage, ob gerade durch die sozialen Netzwerke und das besondere Interesse, das Israel weltweit genießt, die Sicherheitslage im Heiligen Land nicht überproportional aufgeblasen wird. Nur zum Vergleich: In Frankreich fielen 2015 dreimal so viele Menschen dem islamistischen Terror zum Opfer wie in Israel. Es gab mehr als doppelt so viele Verletzte. Wird deshalb diskutiert, ob man noch nach Frankreich fahren kann? Und: Während in Israel im Jahr 2015 neunundvierzig Menschen ihr Leben durch Terror verloren, starben im Vergleichszeitraum 3.450 Menschen im deutschen Straßenverkehr. Sollte man deshalb davon abraten, nach Deutschland zu fahren? Proportional zur Gesamtbevölkerung gesehen ist das Autofahren in Israel übrigens ungefähr genauso lebensgefährlich wie die Verkehrsbeteiligung in Deutschland – und die Wahrscheinlichkeit, im Straßenverkehr ums Leben zu kommen, zehnmal höher als die durch Terror zu Schaden zu kommen.

Schimmer der Hoffnung

Eher hoffnungslos ist immer wieder – vor allem von ausländischen Beobachtern – die Rede von der „Spirale der Gewalt“ zu vernehmen. Es gibt aber, bei genauem Hinsehen und Hinhören auch Schimmer der Hoffnung.

Mitte Januar war Dafna Meir, Mutter von vier eigenen und zwei adoptierten Kindern, unmittelbar vor ihrem Haus in der Siedlung Othniel in den südlichen Hebronbergen vor den Augen ihrer Kinder erstochen worden. Wenn ihr Mann Nathan jetzt zwar voller Schmerz, aber ohne jeden spürbaren Hass davon redet, dass Terror nur eine zeitbedingte Erscheinung ist, dann macht das Mut. „Was bleibt, ist das Licht, das wir in diese Welt tragen“, sinniert der schwer geprüfte Mann: „Dem muss alle Finsternis weichen!“

Nathan ist Anfang vierzig und scheint zu leben, was er predigt. Er berichtet, wie ein naher Verwandter des jungen Mannes, der seine Frau Dafna ermordet hat, aller Atmosphäre zum Trotz in die Siedlung kam, sein Beileid aussprach und Trost spendete. „Wir sind seit Jahren befreundet“, erzählt Nathan: „Unsere Freundschaft hat sich durch den schrecklichen Mord nicht verändert!“ Meir denkt auch nicht ans Weggehen: „Sogar meine palästinensischen Nachbarn wollen, dass ich bleibe. Wir gehören hierher!“

Ein weiterer Hoffnungsschimmer zeigte sich im Falle der Ermordung von Jaakov und Netanel Litman aus Kirjat Arba. Der Vater des Mörders sperrte diesen nach seiner Rückkehr nach Hause in seinem Zimmer ein. Als die israelischen Sicherheitskräfte kamen und nach ihm fragten, lieferte der Vater seinen Sohn an die Soldaten aus.

Nein, es ist nicht anzunehmen, dass der Vater des Terroristen damit die israelische Besatzung seiner Heimat als „gut“ erklärt oder sonst irgendwie sanktioniert. Aber er hat mit seinem Verhalten ein eindeutiges Zeichen gesetzt, dass Gewalt von Einzelnen und die Ermordung von Zivilisten kein Mittel sein kann, um politische Verhältnisse zu verändern.

nu



Emanuel Rund ist Zeitzeuge und Zeitzeuge von Zeitzeugen.

**Der Bildjournalist, Bericht-
erstatte, Kameramann und
Regisseur Emanuel Rund
hat als Fünfzehnjähriger
den Eichmann-Prozess im
Gericht erlebt. Katrin Diehl
erzählte er seine Erinne-
rungen.**

FOTOS: CHRISTIAN RUDNIK

Man könnte Emanuel Rund einen Dokumentaristen-On-Demand nennen. Er ist Zeitzeuge und Zeitzeuge von Zeitzeugen, hat alles festgehalten, zumindest in seinem Kopf, aber auch auf hunderten von Papieren, Fotos und Filmrollen.

Emanuel Rund ist ein Kind von Holocaustüberlebenden. 1946 in New York geboren, wuchs er unter den Jeckes (aus Deutschland stammende Juden) im Jerusalem der 1950er-Jahre auf. Als junger Mann gehört er zu den Pionieren des israelischen Fernsehens, wird als Berichterstatter nach Amerika geschickt, ist Kameramann und Regisseur in einem, versackt für ein paar Jahre in Hollywood – denn „was soll man schon dagegen haben mit Michael Douglas am Pool zu brunchen oder von Elia Kazan ein wenig in der Schauspielerei unterwiesen zu werden?“ – bis er aufwacht und sich nach Deutschland aufmacht. Es sind die 1980er-Jahre und das Geburtsland seiner Eltern wird ihn nicht mehr loslassen.

„Ich sehe das noch
heute vor mir ...“

Er hat einen Auftrag zu erfüllen, dreht Filme über die Shoah. „Alle Juden raus!“ von 1990 bringt es bis zum Oscar-Wettbewerb.

Emanuel Rund trägt immer einen Fotoapparat bei sich. In irgendeiner Tasche. Seine Wohnung in München fasst kaum noch, was sich angesammelt hat. In drei Lagerräumen irgendwo in Deutschland liegen Briefe, Texte, Fotos, Filme, liegt Zeitgeschichte auf Halde. Emanuel Rund sucht dringend nach einer würdigen Behausung für seine Zeugnisse. Dass er sie nicht für die Zukunft gesichert weiß, raubt ihm den Schlaf.

Wer Emanuel Rund befragt, sollte sich auf ein Thema konzentrieren, sonst nimmt das Erzählen, das Eintauchen in versunkene wie ausgelöschte Welten kein Ende. Wir sprechen darüber, dass dieser Tage Israels Präsident Reuven Rivlin Adolf Eichmanns Gnadengesuch für die Öffentlichkeit freigegeben hat ... und sind beim Gerichtsverfahren von vor 55 Jahren: Im Jerusalemer Bezirksgericht war Eichmann, ehemals SS-Obersturmbannführer, des millionenfachen Mordes an Juden angeklagt. Berichte, Fotos, Ton- und Filmaufnahmen gehen um die Welt und bringen die planmäßige Tötung der europäischen Juden über fünfzehn Jahre nach Ende des Dritten Reiches ins öffentliche Bewusstsein.

Im Gerichtssaal saßen auf den gepolsterten Stühlen Journalisten, Überlebende der Shoah, die als Zeugen auftraten, deren Familien, Interessierte und Emanuel Rund. Er war damals fünfzehn Jahre alt, ein dünner, hochaufgeschossener Junge mit schwerer, schwarzer Brille.

NU: Wie kam ein Junge im Teenie-Alter dazu, sich ins Beit Ha'am zum Gerichtsverfahren gegen Eichmann zu begeben?

Emanuel Rund: Ich wusste, dass meine Großeltern ermordet worden sind, auch die Schwester meines Vaters. Man hat darüber nicht gesprochen,



Ein Dokumentarist-On-Demand

aber ich wusste es, und es verlangte in mir, noch mehr zu wissen, Genaueres. Ich bin in Jerusalem aufgewachsen überall mit Jeckes um mich herum. Das war der Kreis meiner Eltern, besonders meines Vaters. Martin Buber, Gershom Scholem, Hugo Bergman, Ernst Simon ... Wir kannten diese Leute sehr gut und ich habe sie immer über Deutschland ausfragen wollen und was da passiert ist. Aber das war ein Tabu. Also habe ich meine eigenen Wege gesucht, etwas zu erfahren. Immer mittwochs bin ich in unsere Schulbibliothek und habe mir Bücher über die jüdische Geschichte, über Israel, aber auch über die Shoah besorgt. Und dann hörten wir eines Tages, dass Eichmann kommen würde. Die Zeitungen waren voll davon. Und irgendwann begann dieser Prozess. Abend für Abend sind wir vor dem Radio gesessen und haben uns die Zusammenfassung angehört, manchmal haben wir auch schon vormittags eingeschaltet, wenn sie live übertragen haben. Auch ohne Bilder war der Eindruck sehr stark, zum Beispiel als der Chefankläger Gideon Hausner sich zu Eichmann drehte und ganz langsam und deutlich formulierte, „ich klage Sie

der sechs Millionen Tote an ...“. Weil ich Kontakte nach Deutschland hatte, habe ich dort nach einem Transistorradio gefragt. Ich wollte so wenig wie möglich verpassen, musste aber natürlich auch noch zur Schule. Und wirklich bekam ich eine schöne rote Loewa Opta. Ich habe das Radio mit in die Schule genommen, bin zur Pause in den Schulhof gegangen und habe weitergehört.

Wie kamen Sie überhaupt in die Verhandlung hinein? Wenn man die Fotos betrachtet, macht es den Eindruck als hätten da im Saal nicht allzu viele Menschen Platz gehabt.

Das Jerusalem von damals war ja noch sehr überschaubar. Es hatte etwas von einem Dorf und alle waren Nachbarn. Einer von den Richtern, Yitzhak Raveh, vormals Franz Reuß, war mit meiner Familie verwandt. Gabriel Bach, der stellvertretende Ankläger, wohnte in unserer Nachbarschaft. Später ist er Richter am Obersten Gerichtshof in Israel geworden und ich treffe ihn heute noch, wenn ich in Jerusalem bin. Man kannte sich, und so kam ich rein, saß zwischen Überlebenden und Reportern.

„Martin Buber, Gershom Scholem, Hugo Bergman, Ernst Simon ... Wir kannten diese Leute sehr gut und ich habe sie immer über Deutschland ausfragen wollen und was da passiert ist. Aber das war ein Tabu. Also habe ich meine eigenen Wege gesucht, etwas zu erfahren.“

„Ich sehe mich noch da sitzen und dann haben zwei Polizisten Adolf Eichmann in seinen Glaskasten geführt. Das war ein Schock für mich! Ich kannte Eichmann ja von Bildern. Aber ihn live zu sehen war etwas ganz anderes.“

Wie oft waren Sie dabei? Der Prozess hat sich ja über Monate gezogen.

Ich würde sagen, so etwa sechs Mal.

Sie erinnern sich noch gut an alles ...?

Ich sehe mich noch da sitzen und dann haben zwei Polizisten Adolf Eichmann in seinen Glaskasten geführt. Das war ein Schock für mich! Ich kannte Eichmann ja von Bildern. Aber ihn live zu sehen, war etwas ganz anderes. Ich hatte ein Monster erwartet, ein Monster von einem anderen Planeten. Aber das war er nicht. Er stand da in Anzug und Krawatte, war nervös, hat immer wieder so komische Mundbewegungen gemacht und manchmal seine Blätter hin und her geordnet. Und dann hat er angefangen zu reden, und ich wurde richtig wütend. Ich habe gedacht, how dare you, wieso verwendest du die Sprache meiner Eltern, die Sprache meiner Freunde und Bekannten? Ich dachte, dass er diese kultivierte Sprache nicht sprechen dürfe, sie gehört ihm nicht, sie gehört meinen Leuten, sie gehört den Guten! An einen Zeitzeugen erinnere ich mich besonders und es fällt mir bis heute schwer, darüber zu reden. Dieser Zeitzeuge nannte sich Katzetnik (Pseudonym des Schriftstellers Yehiel De-Nur, Anm. K.D.). Als er angefangen hat zu reden, hat mein Herz begonnen, wie wild zu klopfen. Er war ein Poet und er hat sehr langsam gesprochen, „wir waren da, auf dem Planet der Asche ...“. Damit hat er Auschwitz gemeint, „Wir waren da ganz alleine ...“. Wow. Das war so viel Pathos. Irgendwann hat Gideon Hausner gesagt, „machen Sie eine Pause, Herr, erholen Sie sich!“ Aber er hat weiter und weiter geredet. Er hat nichts gehört, er war nur bei sich und seinen Erinnerungen. Er war wieder auf diesem Planeten. Auch die anderen Richter haben gerufen, „Herr Katzetnik hören Sie bitte auf!“. Aber er hört nicht auf. Plötzlich erhebt er sich, geht ein paar Schritte und bricht zusammen. Natürlich waren gleich Ärzte

bei ihm, Sanitäter und so. Ich sehe das noch heute vor mir und mein Herz beginnt zu klopfen.

Wie sehr war dieser Prozess in Jerusalem Gespräch? War er in aller Munde?

Es gab da eine große Scheu. Wenn man darüber gesprochen hat, dann nur unter vorgehaltener Hand. So habe ich das erlebt. In unserer Synagoge, das war die sogenannte Jeckes-Synagoge von den deutschen Juden, hat man sich nur im Flüsterton darüber unterhalten. Aber auch zuhause, auch bei uns, nein, man hat eigentlich nicht darüber geredet. Es war ein Schock für die Überlebenden, dass plötzlich ihre Traumata so offen und vor großem Publikum ausgesprochen worden sind. Und was man da hörte, war wirklich schwer zu ertragen. Es war so schrecklich, wenn Zeugen erzählt haben, „ich war da mit meinen Eltern, meiner Frau, den Kindern Chaja und dem kleinen Josel ...“, sie zählten die ganze Verwandtschaft auf, und nach einem Tag waren sie alle weg.

Mit dem Eichmann-Prozess ist bis heute der Name Hannah Arendt verbunden. Als Prozessbeobachterin hat Arendt für den New Yorker berichtet, woraus später ihr ebenso bekanntes wie umstrittenes Buch *Eichmann in Jerusalem: Ein Bericht über die Banalität des Bösen* geworden ist. Erinnern Sie sich an sie? Haben Sie sie gesehen?

Natürlich erinnere ich mich an sie. Ich habe sie persönlich kennengelernt. In der Lobby unten habe ich mich gerne mit Rolf Kneller unterhalten, der war aus unserer Nachbarschaft und beim Prozess als einer der wenigen Kameramänner beschäftigt, hat also für Leo Hurwitz, Aufnahmeleiter für die Fernsehübertragung, gearbeitet. Ich rede also ein bisschen mit Rolf, Leo Hurwitz stellt sich dazu, erzählt von sich, dass er aus New York kommt und so, zeigt mir einiges. Eine Frau mit relativ kurzen schwarz-grauen Haaren

bleibt bei uns hängen, beteiligt sich am Gespräch, und auf einmal sagt Leo Hurwitz, „Hannah, darf ich vorstellen? Das ist Emanuel“. Sie hat mich dann ein bisschen ausgefragt, wer ich sei, wer meine Eltern seien. Ich habe erzählt, „mein Vater stammt aus Berlin, meine Mutter aus Ostfriesland, mein Urgroßvater Muzikant aus Österreich“. Dann hat sie mich gefragt: „Do you know the Jeckes here?“ Worauf ich ihr den Vorschlag gemacht habe, sie mit meiner Mutter bekannt zu machen. Sie vereinbarten ein Treffen und so saßen wir ein paar Tage später zu dritt im Café Atara in der Ben-Jehuda-Straße und meine Mutter erzählte und erzählte. Ich saß dabei und sah mir Hannah Arendt an. Sie rauchte Zigarette nach Zigarette und sie war mir sympathisch. Für mich gehörte sie zu den Jeckes. Ihr Gesicht hatte diese Züge. Als Margarethe von Trotta ihren Film über Hannah Arendt gemacht hat, habe ich mich ein paar Mal mit ihr in München getroffen. Sie war an meinen Erinnerungen an den Eichmann-Prozess interessiert. Ich glaube, dass man mich sogar einmal kurz sieht in den Filmsequenzen, die sie in den Film reingeschnitten hat. Ein Junge mit fünfzehn Jahren, dünn und mit großer Brille.

nu

Emanuel Rund wurde 1946 in New York als Sohn von Arno Rund aus Berlin und Ruth Rund (geb. Wolff) aus Leer (Ostfriesland) geboren. In den 1950er-Jahren wuchs er im Jeckes-Viertel von Jerusalem auf. Für das Israelische Fernsehen, das er mit aufgebaut hatte, ging er in die USA, wo er als Bildjournalist, Berichterstatter (auch für den ORF), Kameramann und Regisseur tätig war. Später lehrte er in New York und machte Filme in Los Angeles, Nashville und Jerusalem. In den 1980er-Jahren zog es ihn nach Deutschland, wo er Dokumentarfilme drehte, die mit dem Schicksal seiner Familie eng verknüpft waren. Zwei Filme entstanden in der Zusammenarbeit mit Elie Wiesel. Heute lebt Emanuel Rund in München, arbeitet zeitweilig als Kantor, informiert als Zeitzeuge, übernimmt Rollen in Filmproduktionen, schreibt über seine Familie und ist auf der dringlichen Suche nach Räumen für sein Archiv.

Young Austrians in Großbritannien

Sonja Frank, Enkelin von Young Austria Mitgliedern der ersten Stunde, hat es sich zum Ziel gesetzt, ihren Großeltern und darüber hinaus dieser Organisation ein Denkmal zu setzen.

VON MARTIN PROPST

Young Austria in Großbritannien – davon hat man möglicherweise schon gehört. Manche werden sich fragen „Was war das eigentlich?“

Begonnen hat es 1939, ein Jahr nach dem „Anschluss“, als schon Zehntausende, meist jüdische Österreicher, nach Großbritannien geflüchtet waren, darunter hunderte Kinder und Jugendliche (mit so genannten Kindertransporten). Im Londoner Stadtteil Bayswater, nahe der Station Paddington, wurde das Austrian Centre gegründet. Ehrenpräsident war Sigmund Freud. Es wurde politisch von einem breitgefächerten Komitee geleitet, wobei Kommunisten die aktivste Rolle spielten.

Das Austrian Centre bot seinen Mitgliedern ein umfassendes Angebot an Kultur und Bildung, unterstützte sie in vielfältiger Weise unter anderem mit

dem Ziel, die österreichische Identität zu erhalten. Zeitgleich mit dem Austrian Centre formierte sich zunächst eine Gruppe junger Österreicher mit 20 Mitgliedern, die sich „Young Austria“ nannte.

„Österreich, unsere Heimat“

Young Austria verbreitete sich über ganz Großbritannien und hatte im Jahre 1943 bereits 1.300 Mitglieder. Die Aktivitäten waren vielfältig. Die Kinder und inzwischen Jugendlichen trafen sich regelmäßig zu Zusammenkünften, Wochenendausflügen, Leseabenden, Sportveranstaltungen. Kontakte mit der ansässigen Bevölkerung wurden geknüpft. Zeitschriften und Broschüren erschienen. Etwa 60 Publikationen mit einer Auflage von zirka 300.000 zeugen von der Umtriebigkeit von Young Austria.

Ein Chor wurde gegründet. Unter der Leitung von Erwin Weiss trat man sogar mit Erfolg in der Royal Albert Hall auf, wie man der englischen Presse von damals entnehmen konnte. Eine Theatergruppe wurde gegründet. Der junge Otto Tausig verdiente sich seine ersten Sporen. Erich Fried veröffentlichte seine ersten Gedichte. Diverse Ausstellungen fanden statt, z. B. „Österreich, unsere Heimat“ am Piccadilly Circus mit täglichem Kulturprogramm (150.000 Besucher). In der BBC und auf lokalen Radiostationen wurde mit Sendungen Öffent-

lichkeitsarbeit betrieben. Young Austria wurde zu einem österreichischen Sprachrohr. Man machte Stimmung für ein nach dem Krieg wieder zu errichtendes, unabhängiges Österreich.

1943 meldeten sich nach einem Aufruf an ihre Freunde und Mitglieder mehrere hundert Young Austrians zu den Britischen Streitkräften, die in Folge mit der Waffe in der Hand für die Befreiung Österreichs kämpften. Viele von ihnen kehrten nicht mehr zurück.

Der große Verdienst von Young Austria, das von jungen Kommunisten geleitet wurde, die schon ab 1934 im Austrofaschismus verfolgt wurden, war, dass man den Jugendlichen eine Ersatzheimat gegeben hat, ein österreichisches Bewusstsein vermittelte, wie es keine andere Exilorganisation in Großbritannien auch nur annähernd gemacht hat. Die österreichischen Sozialdemokraten in Großbritannien waren bis zur Moskauer Deklaration 1943 keine patriotische Anlaufstelle. Vielleicht ein Grund, warum Young Austria in Österreich nach dem Krieg nicht wirklich „angekommen“ ist.

Ein Dokument österreichischer Zeitgeschichte

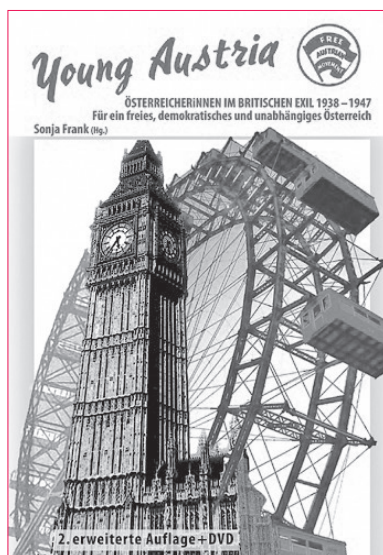
Österreich verdankt vielen Young Austria Mitgliedern, dass sie nach dem Krieg wieder in die Heimat zurückkehrten und dass die zweite und dritte Generation hier lebt und arbeitet (und einige sogar für **NU** schreiben!).

Der große Verdienst von Young Austria war, dass man den Jugendlichen eine Ersatzheimat gegeben hat, ein österreichisches Bewusstsein vermittelte, wie es keine andere Exilorganisation in Großbritannien auch nur annähernd gemacht hat.

Österreich verdankt vielen Young Austria Mitgliedern, dass sie nach dem Krieg wieder in die Heimat zurückkehrten und dass bereits die zweite und dritte Generation hier lebt und arbeitet.

Zur Politik der österreichischen Emigration in Großbritannien 1938–1945 und Young Austria widmete die Historikerin Helene Maimann in ihrer Dissertation bereits in den frühen 1970er-Jahren wissenschaftlich ausführlich breiten Raum.

Sonja Frank hat mit ihrem Buch *Young Austria* auf über 600 Seiten ein Gesicht gegeben. Ausführlich wird über das Zustandekommen und der Weiterentwicklung der Jugendorganisation berichtet. Anhand von über 90 Einzelschicksalen wird anschaulich von Heimatverlust, Flucht, Internierung und Hürden bei der Rückkehr geschildert. Der Kindertransport und die Rolle der Österreicher in den Britischen Streitkräften werden beleuchtet. Mit etlichen Interviews und zirka tausend Bildern liegt ein beeindruckendes Dokument österreichischer Zeitgeschichte vor. In der bereits zweiten erweiterten und verbesserten Auflage wurden auch Mitglieder des Free Austrian Movement, wie Wolf Suschitzky (geb. 1912, lebt in London), Anna Mahler (1904–1988, Tochter von Gustav und Alma Mahler), Willy Scholz (1906–1979), und andere aufgenommen.



Sonja Frank (Hg.)
**Young Austria. ÖsterreicherInnen im
britischen Exil 1938–1947**
Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft,
Wien 2014, 632 Seiten, 36 EUR

Dass es hoch an der Zeit war, diese Interviews zu führen, geht aus der Tatsache hervor, dass seit dem ersten Erscheinen des Buches viele der Interviewten bereits verstorben sind.

Die erste Präsentation fand im Jahre 2012 mit einer großen Ausstellung im Beisein des britischen Botschafters, Simon Smith, in der Volkshochschule Hietzing statt. Der vorläufige Höhepunkt ereignete sich vergangenen November in London anlässlich der Befreiung Österreichs vor 70 Jahren. Zur selben Zeit, als man in Großbritannien den Opfern der Weltkriege gedachte, wurde die englische Ausgabe des Buches in Anwesenheit von Wolf Suschitzky im Österreichischen Kulturforum vorgestellt und einige Tage später die dazugehörige Ausstellung in der London School of Economics mit einer Ansprache des österreichischen Botschafters, Martin Eichinger, eröffnet.

Noch in diesem Frühsommer wird auf dem Haus 124 Westbourne Terrace, London W2, dem ehemaligen Heim von Austria Centre und Young Austria, das gerade renoviert wird, eine Gedenktafel angebracht.

nu



**Im Namen der Wiener SPÖ wünsche
ich allen Leserinnen und Lesern ein
frohes Pessach-Fest.**

Herzlichst, Ihr Bürgermeister
Dr. Michael Häupl

„Ich erschoss ihn vorschriftsgemäß“

Im Sommer 1945 fand im Großen Schwurgerichtssaal des Landesgerichts für Strafsachen in Wien der Engerau-Prozess, der erste Prozess wegen nationalsozialistischer Gewaltverbrechen statt. Angeklagt waren vier ehemalige SA-Männer.

VON RUDOLF LEO

Am 15. Mai 1945, nur wenige Tage nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, erscheint der damals 40-jährige Fleischhauer und Selcher Rudolf Kronberger aus eigenem Antrieb bei der Staatspolizei in Wien, um eine Zeugenaussage zu machen. Diese Aussage wird den ersten und größten Prozesskomplex gegen NS-Täter in der Nachkriegsgeschichte auslösen. Kronberger ist, heute würde man sagen, „situationselastisch“. Im Austrofaschismus denunziert er illegale Nationalsozialisten. Nach dem „Anschluss“ tritt er der NSDAP bei und wird SA-Scharführer.

Jetzt, nach dem Ende des Nationalsozialismus, versucht er erneut die Seite zu wechseln. Kronberger tritt die Flucht nach vorne an und erstattet bei der Staatspolizei „Anzeige gegen Angehörige der SA im Judenlager Engerau“. Er bietet sich als Kronzeuge an und erklärt, dass er selbst von Herbst 1944 bis zum 29. März 1945 „im Judenlager Engerau“ als SA-Scharführer „in besonderer Verwendung“ eingesetzt war.

Kronberger bei der polizeilichen Anzeige am 15. Mai 1945:

„Als die SA das Judenlager in Engerau errichtete, wurden ca. 2000



Erster Volksgerichtsprozess im Wiener Landesgericht gegen Kriegsverbrecher. Die Angeklagten auf der Bank v. l.: Polikovsky, Kronberger, Neunteufel, Frank

Nur wenige Tage nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs erscheint Rudolf Kronberger bei der Staatspolizei in Wien, um eine Zeugenaussage zu machen. Diese Aussage wird den ersten und größten Prozesskomplex gegen NS-Täter in der Nachkriegsgeschichte auslösen.

Juden (ungarische) in das genannte Lager aufgenommen. An den Juden wurden folgende Gewalttaten verübt: Anlässlich des Abmarsches Ende März 1945 aus dem Lager Richtung nach Deutsch Altenburg wurde ich als Wegführer bestimmt und ging an der Spitze des Zuges. Hinter mir fand eine wüste Schießerei statt, bei der 102 Juden den Tod fanden. An dieser Erschießung nahmen teil: SA-Sturmführer Falkner, SA-Truppenführer Neunteufel Wilhelm [...], Marine-SAMann Acher, SA-Oberscharführer Karkofsky [richtig: Kacovsky].

Ich war selbst Zeuge dieser grundlosen Erschießung und werde mich zwecks Ausfindungsmachung noch persönlich bemühen und das von mir gefundene Anschriftenmaterial bekannt geben.“

Am stärksten belastet Kronberger den 34-jährigen Maler und Anstreicher, SA-Truppenführer Wilhelm Neunteufel. Mehrere Angehörige der SA-Wachmannschaft werden in den folgenden Tagen verhaftet. Die Abteilung IV des Polizeikommissariates Landstraße in der Rüdengasse beginnt mit der Einvernahme der Verdächtigen. Alle bestätigen im Wesentlichen die Angaben, belasten allerdings auch Kronberger bezüglich der Ermordung von ungarischen Juden.

Der 49-jährige Koch Alois Frank sieht keine Veranlassung, seine Taten zu verschweigen. Handelten aus seiner Sicht doch alle Beteiligten „nur auf Befehl“.

Frank bei der polizeilichen Niederschrift am 23. Mai 1945:

„Am 20. oder 21. Feber stand ich auf Posten und in der Nacht versuchte ein Jude zu flüchten. Ich erschoss ihn vorschriftsgemäß. Am nächsten Tag sah ich, dass er von rückwärts durch die Brust getroffen war.“

Aufgrund der massiven Anschuldigungen von Neunteufel und Frank wird Kronberger im Frühjahr 1945 schließlich noch einmal von der Polizei einvernommen. Kronberger versucht, von seinen Taten abzulenken, und gibt die Namen weiterer Täter preis. Er erkennt bald die Aussichtslosigkeit seiner Situation und kann nur schwer verstehen, warum nun auch er, der „Kronzeuge“, in Haft genommen wird.

Das Lager Engerau

Im November und Dezember 1944 kommen rund 2.000 ungarische Juden mit einem Transport aus Budapest am Bahnhof von Engerau (Petržalka, Bratislava) an. Sie werden in alten Baracken, Bauernhöfen, Scheunen, Ställen und Kellern der Ortsbevölkerung untergebracht und müssen Schanzarbeiten leisten. Die ungarischen Juden werden in den letzten Monaten der NS-Herrschaft gezwungen, den sogenannten „Südostwall“ gegen die heranrückende Sowjetarmee zu bauen. Ein militärstrategischer Unsinn, da er gegen die Panzer der Sowjets keinen Schutz bieten konnte. Das Lager Engerau besteht aus mehreren Teillagern, die von großteils aus Wien stammenden SA-Männern sowie von „Politischen Leitern“ bewacht werden. Die Lebensumstände im Lager Engerau sind katastrophal. Täglich sterben mehrere Häftlinge an den menschenunwürdigen Bedingungen, an Hunger, Kälte und Entkräftung. Andere werden von Angehörigen der Wachmannschaft „auf der Flucht erschossen“, erschlagen oder sind zur „Liquidation“ freigegeben worden, wofür eigens einige SA-Männer „zur besonderen Verwendung“ abgestellt werden. Am 29. März 1945 wird das Lager Engerau evakuiert. Der Marsch

der Gefangenen führte über Wolfsthal und Hainburg nach Bad Deutsch-Altenburg. Dabei erschießen SA-Männer an die hundert Personen.

Der Prozess

Ende Mai 1945 verhaftet die Polizei auch den 43-jährigen Sattlergehilfen Konrad Polinovsky. Aus den Gerichtsakten geht nicht hervor, wer ihn belastet. Bereits im Sommer 1945 findet im Landesgericht Wien der Prozess gegen die vier ehemaligen SA-Männer statt. Ihnen wird die Ermordung von ungarisch-jüdischen Zwangsarbeitern vorgeworfen. Die Angeklagten stehen im August 1945 vor einem österreichischen Gericht. Die Alliierten beobachten den Prozess aufmerksam.

Die Urteile

Am 17. August 1945 fällt das Volksgericht Wien seine Urteile:

Kronberger, Frank und Neunteufel werden vom Volksgericht in Wien unter anderem wegen „des Verbrechens des vollbrachten, vielfachen gemeinen Mordens“ zum Tode verurteilt und im November 1945 hingerichtet. Polinovsky wird wegen „des Verbrechens der Quälerei und Misshandlung“ zu einer achtjährigen Kerkerstrafe verurteilt. Er wird nach zwei Jahren Haft von Bundespräsident Karl Renner begnadigt und im Dezember 1949 entlassen. nu

Engerau: The Forgotten Story of Petržalka, bis 20. April 2016

Sonderausstellung des jüdischen Gemeindemuseums Bratislava im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (DÖW), Wipplinger Straße 6–8, 1010 Wien (Altes Rathaus), Eintritt frei

Wir wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

**Danielle und Martin
Engelberg**
Sammy, Rachel, Debbie

**Oberrabbiner
Chaim und Annette
Eisenberg**

wünschen allen
Verwandten und
Freunden ein
fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

**Prof. (FH) Mag.
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich
zertifizierter Dolmetscher
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,
Freunden und Kunden
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח

Pessach sameach
wünschen

Marika und Paul Lichter

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien



חג שמח

Ein schönes Pessachfest
wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel

Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und
Bekannten ein fröhliches Pessach-Fest

www.jewish-welcome.at

חג שמח

**Familien Ludwig, Richard
und Martin LANCZMANN
sowie Firma E.T.C.**

wünschen allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
fröhliches Pessach-Fest

Dr. Gabriel Lansky und Familie

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein fröhliches Pessach-Fest

חג שמח



Verpackung & Versand



**Dana und Mag. Daniel Deutsch
wünschen ein koscheres und fröhliches
Pessach-Fest!**

**Zerbrechliche, sperrige oder
empfindliche Sendungen?**

Überlassen Sie Verpackung und Versand
den Experten von MBE!

**Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen für jeden Versand
und Verpackung.**

www.mbe-co.at

Gonzagagasse 16
1010 Wien
Tel. 01 533 81 07-18
Boerse@mbe-co.at

Walfischgasse 6
1010 Wien
Tel. 01 512 88 55
Oper@mbe-co.at

Dresdnerstrasse 60
1200 Wien
Tel. 01 333 63 93-33
Dresdner@mbe-co.at

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



Karlheinz HORA Bezirksvorsteher des 2. Bezirks

1020 Wien, Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Telefon: +43 1 4000-02111

wünscht alles Gute
zu den bevorstehenden Feiertagen

Sprechstunden:

- nach telefonischer Vereinbarung
am 3. Donnerstag im Monat, ab 15 Uhr
in 1020 Wien, Karmelitergasse 9 und
- jeden 1. Mittwoch im Monat, 17–18 Uhr
in 1020 Wien, Praterstern 1

Zu den Feiertagen die
besten Wünsche allen
Verwandten und Freunden
im In- und Ausland

חג שמח

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at

Die Familien

Dr. Walter und Prof. Dr. Mostbeck

wünschen allen Freunden
und Verwandten ein
fröhliches Pessach-Fest

חג שמח



Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Mrika Haraszti, Rosina Kohn,
Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely sowie Mag. Daniela Haraszti und Lena Roth

wünschen ein frohes Pessachfest

פסח כשר ו שמח

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher
geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den
kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Salterstiftungsgasse 4 Telefon: 0699 125 99 333 ZVR-Zahl: 175563683 E-Mail: ohel.rachel@chello.at; info@ohel.rachel.at Home: www.ohel.rachel.at

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und
FreundInnen
ein schönes Pessach-Fest

חג שמח

Dr. Timothy Smolka

und

Dr. Franziska Smolka

und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden
und Bekannten ein
fröhliches Pessach-Fest

Travel-Culture-People

Judith Weinmann-Stern

Reiseleitung

Simone ♥ Dennis ♥ Jeremy
Nadine und Dominic

wünschen Pessach kasher
we sameach!

חג שמח

<http://judithstern.wordpress.com>
Wien ☆ Tel Aviv

RA Dr. Thomas Fried

§ kein Partner

1010 Wien, Gonzagagasse 11
Tel. 01/ 533 04 33

wünscht allen Freunden,
Bekannten und Klienten
ein fröhliches Pessach-Fest

Die NU-Redaktion wünscht allen
Leserinnen und Lesern
ein glückliches und schönes
Pessach-Fest!

חג שמח

Gräber, die Geschichten erzählen

Grabsteine auf jüdischen Friedhöfen erzählen von Priestern, Gelehrten, aber auch von vielen anderen, die in der jeweiligen Gemeinde gelebt haben. Die Grabinschriften in Eisenstadt wurden kürzlich digitalisiert und geben jedem Interessierten Einblick in das Leben von Menschen, die einst die jüdische Gemeinde „Asch“ prägten.

VON BRIGITTE KRIZSANITS (TEXT)
MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTO)

Verschlafen liegt der jüdische Friedhof in Eisenstadt zwischen Gebäuden des 20. und 21. Jahrhunderts. Teilweise von hohen Mauern umringt, scheinen die Grabsteine aus der Wiese zu wachsen. Kein Auto fährt hier vorbei, nur ein schmaler Fußweg, den selten jemand nimmt, zieht sich entlang des Friedhofs. Wer den Weg hierher sucht, wird Geschichte finden: ehrfürchtig machende, überraschende, traurige, ruhmvolle. Und neuerdings auch eine spannende Brücke in die Technologie des 21. Jahrhunderts.

Wurzeln bis ins 17. Jahrhundert

Der älteste heute noch erhaltene Grabstein in Eisenstadt ist mit dem Jahr 1679 datiert – vielleicht war er sogar der „Grundstein“ für den jüdischen Friedhof, der neben jenem in der Seegasse in Wien als einer der bedeutendsten in Österreich gilt. Der älteste erhaltene Stein in Eisenstadt wurde Hirz Kamen gesetzt, einem Sohn Abraham Kamens, der selbst Vorsteher in Frankfurt am Main war. Hirz Kamen wirkte in Wien als Gelehrter. Nach der Vertreibung der Juden durch Kaiser Leopold II. 1671 aus Wien emigriert, war er in Nikolsburg, dem heutigen Mikulov in Südmähren, tätig. Die Bemühungen um eine Rückkehr nach Wien blieben ergebnislos, man suchte eine neue Heimat – und fand diese in Eisenstadt, wo Hirz Kamen im

Jahr 1675 gemeinsam mit anderen aus Nikolsburg Zugezogenen die jüdische Gemeinde „ASch“ (אשכנז) gründete. Am 3. Juli 1679 verstarb er und wurde unweit der Gemeinde beigesetzt.

Sein Grabstein erinnert heute an einen der Gründer der Eisenstädter Judengemeinde. Er zeigt barocke Elemente jener Zeit: eine Bekrönung aus übereinander gestellten Volutenbändern. Er ist zudem aber auch der älteste jüdische Grabstein des Burgenlandes. Seine Inschrift gibt Aufschluss über den, der hier begraben liegt:

„Hier ist geborgen ein Mann der Treue. Dieser Betagte, der Weisheit erworben hat, sein guter Name duftet nach Myrrhe und Weihrauch, der Großrichter war i(n der) h(eiligen jüdischen) G(emeinde) Wien. [...]“

Er verstarb am Tag 2 (= Montag), 23. Tammus 439 n(ach der) k(leinen) Z(eitrechnung). S(eine Seele) m(öge eingebunden sein) i(m Bund) d(es Lebens).“

Berühmter Eisenstädter mit Namen „Eisenstadt“

Der Stein des Hirz Kamen ist der älteste auf dem Friedhof, Berühmtheit hat hingegen ein anderer erlangt: Zum Grabstein des Rabbiners Meir ben Issak Eisenstadt pilgern heute noch zahlreiche Gläubige. Der in Poznań in Polen geborene Meir ben Issak wurde Anfang des 18. Jahrhunderts als Rabbiner der „Sieben Gemeinden“ in das Gebiet des

Es finden sich Geschichten von Ruhm, von Trauer, von Verbitterung, von Leid auf den Grabsteinen. Den Beigesetzten wurde damit ein Denkmal errichtet, das ihr Andenken bis in die heutige Zeit bewahrt.

heutigen Burgenlandes geholt und „adoptierte“ den Namen der Stadt. 1744 verstarb er und wurde auf dem Friedhof in Eisenstadt beigesetzt:

„Hier ist geborgen der bedeutende Rabbiner MORENU Meir, Oberrabbiner der Gemeinde Eisenstadt und des Kreises. Er starb und wurde begraben am Sonntag, den 27. Siwan 504 nach der kleinen Zeitrechnung. Seine Seele sei eingebunden im Bunde des Lebens.“

Kein Lob, keine ehrenden Phrasen – im Vergleich zur Inschrift Hirz Kamens sogar vollkommen schlichte, auf das notwendigste reduzierte Worte für einen Lehrer, der schon zu seinen Lebzeiten Ruhm über die Gemeindegrenze hinaus genoss. Es wird vermutet, dass er selbst die Schlichtheit so bestimmt hatte. Bis heute wird „MaHaRaM ASCH“ verehrt, der erste Rabbiner von Eisenstadt. Die Pilger kommen von überall her, legen einen Stein auf das Grab, hinterlassen Votivzettel und tragen sein Andenken wieder hinaus in die Welt.

Hunderte Geschichten

Die Grabsteine von Hirz Kamen und Meir ben Izsak Eisenstadt sind jedoch nur zwei von rund 1.100 auf dem alten jüdischen Friedhof. Von manchen Toten weiß man, wie von ihnen, ein wenig mehr von ihrem Leben. Von anderen erfahren wir nur, was der Grabstein preisgibt. So heißt es bei Salomo Harchim: *„Mit dem Studium der Tora beschäftigte er sich Nacht und Tag ...“* ehe er *„in der Mitte der Tage“* starb. Zu Moses Elia ben Jakob Gelles kamen hingegen *„alle, die Hilfe und Rettung suchten, er begegnete ihnen mit Wärme und tiefem Mitgefühl“*. Isak ben Aron Heß *„starb in jungen Jahren ... nach vielen Leiden“*. Das Gefühl der Trauer klingt auf manchen Steinen bis in die heutige Zeit nach – Trauer von Eltern, die vor rund 150 Jahren ihrem Kind einen Grabstein setzen mussten – dem *„teuren Sohn“*, *„ein liebes Kind“*, verschieden *„im Alter von 13 Jahren“*, wie es beim Stein des Löb ben Simeon Eisenschitz heißt. Von Sarl Fürst erzählt der Grabstein, dass sie *„keine Ruhe fand auf Erden, [und ihr] Gemüt das ganze Leben hindurch verbittert war“*.

Es finden sich also Geschichten von Ruhm, von Trauer, von Verbitterung, von Leid auf den Grabsteinen. Den Beigesetzten wurde damit ein Denkmal

errichtet, das ihr Andenken bis in die heutige Zeit bewahrt. Wer heute den Friedhof besucht, hat ganz besondere Möglichkeiten, sich mit diesen Geschichten auseinanderzusetzen.

Inschriften für die Zukunft bewahren

Vor knapp einhundert Jahren hatte bereits der jüdische Gelehrte und Leiter der Bibliothek der Israelitischen Kultusgemeinde Wien, Bernhard Wachstein, die Mühen auf sich genommen, die Katalogisierung und Abschrift der Grabinschriften nach bester Möglichkeit zu erfassen. Das Vorwort dazu schrieb der Eisenstädter Weinhändler und Kunstmäzen Sándor Wolf. 1.140 Personen in 1.117 Gräbern verzeichnete

vorhandenen Grabsteinen (von 1.105 Personen) 1.074 eindeutig bestimmt werden. Sämtliche Grabsteine wurden nun digital erfasst und mit Foto, Lageplan, Abschrift der Inschriften und biografischen Notizen versehen. So ist die Erforschung des Friedhofs mit Listen oder auch mit Smartphones möglich. Denn im Zuge der Aufarbeitung wurde jeder Grabstein mit einem QR-Code ausgestattet, durch den die Inschriften in hebräischer Schreibweise sowie teilweise auch in deutscher Übersetzung auf das Mobiltelefon geladen werden können.

Die Anonymität der alten Grabsteine wird dadurch aufgehoben. Die Geschichten jener leben wieder auf, die einst hier ihre Heimat hatten. Sie



Verschlafen liegt der jüdische Friedhof in Eisenstadt zwischen Gebäuden des 20. und 21. Jahrhunderts.

Wachstein in dem Werk, doch waren die Standortnummern über die Jahre verschwunden, auch viele Texte auf den Grabsteinen kaum mehr lesbar.

2015 startete das Österreichische Jüdische Museum in Eisenstadt ein Projekt, um die Arbeit Wachsteins wie auch die Grabinschriften ins digitale Zeitalter zu retten. In rund achtmonatiger, intensiver Arbeit wurde Stein für Stein durchgearbeitet, verglichen, zugeordnet. Und obwohl seit der Erfassung durch Wachstein rund 100 Jahre vergangen sind, konnten von den 1.082

werden so sichtbar nicht nur für ihre Nachfahren, die den Weg nach Eisenstadt auf sich nehmen, um sich auf Spurensuche zu begeben, sondern für alle, die sich auf die Geschichte einer verschwundenen Gemeinde und ihrer Menschen einlassen möchten. *nu*

Information und Schlüssel zum Friedhof:
Österreichisches Jüdisches Museum
Unterbergstraße 6
7000 Eisenstadt
Telefon: +43 (0)2682 65145
www.ojm.at

Tel Aviv beginnt in der Rotenturmstraße



Israelisches Street-Food boomt in Wien.

Über ein Phänomen, das Wien diesen Sommer verändern wird.

PROGNOSE: BARBARA TÓTH

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

„Katharina!“ „Katharina!!!“ „Katharina????!“ Man darf nicht scheu sein, wenn man im Miznon hinterm Stephansplatz essen gehen will. Bestellt und bezahlt wird bei der Kassa an der Bar, abholen muss man sich sein Gericht dann selbst. Sofern man es nicht überhört, wenn der eigene Name durchs Lokal zuerst ausgerufen, dann geschrien, am Ende im Chor gekreischt wird. Weil die Musik, die ist in diesem Lokalimport aus Tel Aviv auch sehr laut.

Das ist alles sehr ungewohnt für Wien, aber das Miznon, übersetzt „Kantine“, funktioniert. Die jüdisch-mediterrane Küche des israelischen Starkochs Eyal Shani trifft den Geschmack der Stunde. Sie ist international und authentisch, unkompliziert und komplex zugleich. Und vor allem sehr lässig. Shani serviert im Grunde kreativer als sonst gefüllte Fladenbrote, dazu im Ganzen geschmorten Karfiol oder Broccoli, die völlig unprätentiös eingewickelt im Backpapier auf den Tisch kommen. Oder auf den Schoß.

Miznon eröffnete in der Schulerstrasse 4 im Dezember. Kurz darauf folgte Hungry Guy am Rabensteig 1, unweit vom Sababa in der Rotenturm-

straße 19 und gleich um die Ecke des Wiener Oriental-Food-Klassikers, dem Maschu Maschu am Rabensteig 8. Tel Aviv, so scheint es, beginnt ab sofort gleich hinterm Stephansdom Richtung Schwedenplatz.

Während das Miznon bereits die fünfte Filiale Eyal Shanis ist (drei gibt es in Tel Aviv, eine in Paris), ist das Hungry Guy genuin wienerisch. Eyal Guy, ein in Wien lebender Psychotherapeut mit israelischen Wurzeln und gastronomischer Vorerfahrung (er führte das Levante) wollte eigentlich schon im Oktober eröffnen, aber dann dauerte der Umbau des ehemaligen Hemdenfachgeschäftes länger und so räumte das Miznon den Großteil der „Pita! Pita!“-Aufregung ab.

Israels Fusionsküche

Das Pita-Match sei eröffnet, witzelte der *Kurier*, *Der Standard* schwärmte von der lockeren Atmosphäre, die mit neo-israelischen Foodstil – genau so nennt sich die aus den zahlreichen Ethnoküchen Israels zusammengeschmolzene Fusionsküche – in

Wien Einzug hält. Nur *Die Presse* war ein wenig irritiert über das fehlende Geschirr und so viel Abercrombie & Fitch-Atmosphäre (die US-Textilkette spielt auch sehr laute Musik). Wobei, im Hungry Guy ist sie leiser als im Miznon. Und Teller kann man auf Wunsch bestellen.

Was im Winter noch nicht recht zündete, wird im Sommer das Stadtbild der östlichen Innenstadt verändern, wenn die Pitas dann draußen gegessen werden, im Stehen, auf der Parkbank, oder einfach dort, wo gerade ein Platz frei ist, so wie es gedacht ist.

Was Miznon und Hungry Guy von den Klassikern wie dem Maschu Maschu und Sababa unterscheidet ist, dass Falafel und Hummus hier nicht mehr im Zentrum stehen. Beim Hungry Guy sind es, je nach Laune und Inspiration der internationalen Köche, Fish & Chips mit Aioli, scharfe Kalbfleisch-Bällchen mit Sauerkraut, Chili con Carne mit einer Art Mole Poblano (Wurzelsauce mit etwas Schokolade) oder Brathuhn vom einem sehr eindrucksvollen Rotisserie-Grill mit einer

Sauce aus confiertem Wurzelwerk, Artischocken und Topinambur. Eyal Guy verkauft auch Brathuhn und Pita einzeln über die Gasse.

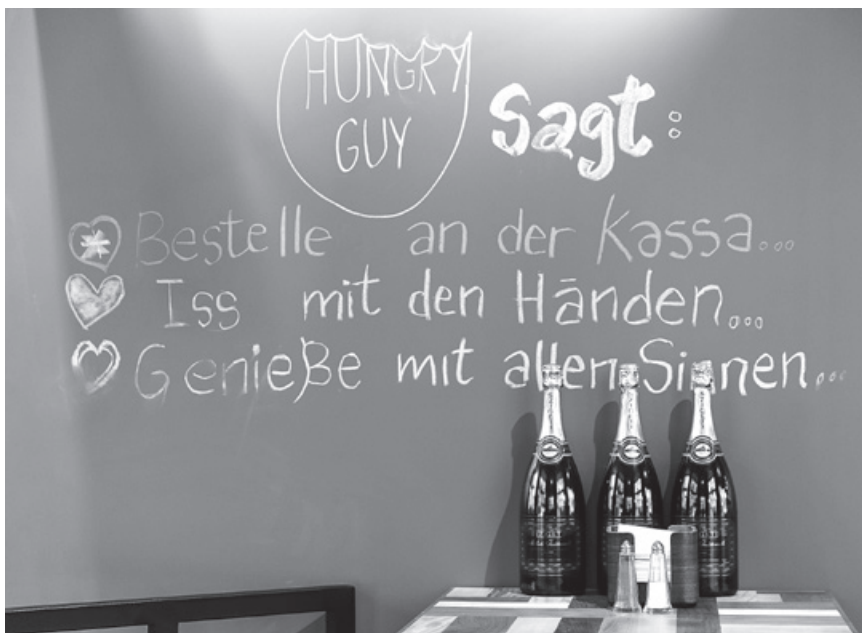
Beim Miznon sind es zart schmelzende Rindsrippchen, klassischer, fassierter Burger oder Roastbeef, oder köstliches Ratatouille mit Tahin-Sauce und Ei. Geplant sind aber auch typische Wiener Füllungen wie Tafelspitz oder Gulasch. In Paris serviert das dortige Miznon laut Eigenwerbung auch das beste Bœuf bourguignon und ist – anders als in Wien – kosher.

Die Pita ist also nicht mehr als ein kulinarischer Rahmen für alles, was Menschen vor Ort schmeckt und was sie als Happen gerne wegtragen würden.

Tel Aviver Lebensstil

Noch jemand beobachtet die Eroberung Wiens durch Tel Aviver Lebensstil mit großer Freude: Haya Molcho. Molcho, Jahrgang 1955, Mutter von vier Söhnen und als Köchin Autodidaktin, brachte den entspannten Tel Aviver Lebensstil als Erste nach Wien. 2009 eröffnete sie ihr erstes Lokal, das Neni am Naschmarkt. Seitdem ist ihr Neni-Imperium stetig gewachsen. Dazu gehören der Tel Aviv Beach am Donaukanal, Neni in Berlin, Neni im 25hours Hotel, Neni am Tisch für Gourmet-Spar – und nun, als jüngste Verlängerung ihres Gastro-Imperiums, die ganz neue Neni-Kochschule in Wien-Gumpendorf.

In dem winzigen, wunderschönen Gassenlokal in der Lehárgasse lernen verzagte Österreicher, dass es in Ordnung ist, wenn man den Salat ohne Besteck anrührt und Fleisch vom Lamm gleich mit den Händen runterlöst und isst. Das ist eben „Balagan!“. Das Wort stammt aus dem Russischen und heißt übersetzt so viel wie Durcheinander, in Wien würde man es mit „Pallawatsch“ übersetzen. Mehr kulinarisches Balagan, auf den Straßen und in den Küchen der Stadt, kann Wien sicherlich nicht schaden. *nu*



Hungry Guy: genuin wienerisch

Was im Winter noch nicht recht zündete, wird im Sommer das Stadtbild der östlichen Innenstadt verändern, wenn die Pitas dann draußen gegessen werden, im Stehen, auf der Parkbank, oder einfach dort, wo gerade ein Platz frei ist, so wie es gedacht ist.

The Fat Jewish von und zu Instagram

Jewlio Iglesias, Jewy Vuitton, Jewsan Sarandon – diese und viele weitere Namen trägt der wahrscheinlich ausgefallenste Comedian des Social Media, Josh Ostrovsky. Mit seiner skurrilen, oft vulgären Art, schaffte es der Amerikaner bis ins Times Magazine auf die Liste der dreißig einflussreichsten Menschen im Internet. Ein beliebter und beliebter Jude, der sich anscheinend vor nichts und niemandem scheut.

VON SAMUEL MAGO

Mit knapp acht Millionen Instagram-Followern erreicht The Fat Jewish täglich ein Publikum, etwa so groß wie die Bevölkerung Österreichs – vorausgesetzt man zählt Kärnten nicht dazu. Neben einer weitgehenden Mehrheit von Jugendlichen gehören auch Prominente wie Miley Cyrus, Katy Perry und Kanye West zu seinen Fans.

Seit 2013 erlangte Ostrovsky durch seine berühmten Memes und Viral Videos stetig wachsende Bekanntheit. Sein Talent, sich selbst zu inszenieren und bloßzustellen, ist nur seinem Talent zur Selbstvermarktung unterzuordnen. Das Konzept ist einfach: Er ist dick, jüdisch und sehr kontrovers.

Zwischen den Tätowierungen „New York“ rechts und „Mazel Tubb“ links, zielt ein Anhänger mit dem hebräischen Wort „חיים“ – zu Deutsch „Leben“ – auf einer massiven Goldkette seine entblößte, haarige Brust. Die einzigartige Hochsteckfrisur erinnert an die Antenne der Figur Topsy aus der Kinderserie Teletubbies und der Vollbart betont seinen entgeisterten Gesichtsausdruck. Aufgewachsen ist der Ausnahmekünstler in gutbürgerlichen Verhältnissen auf der Upper West Side in New York. Auf der Online-Plattform Instagram ist The Fat Jewish heute zu einer Ikone herangewachsen. Doch die gewaltige Fangemeinde schützt ihn nicht vor der massiven Kritik, die der 31-jährige seit Monaten einstecken muss.

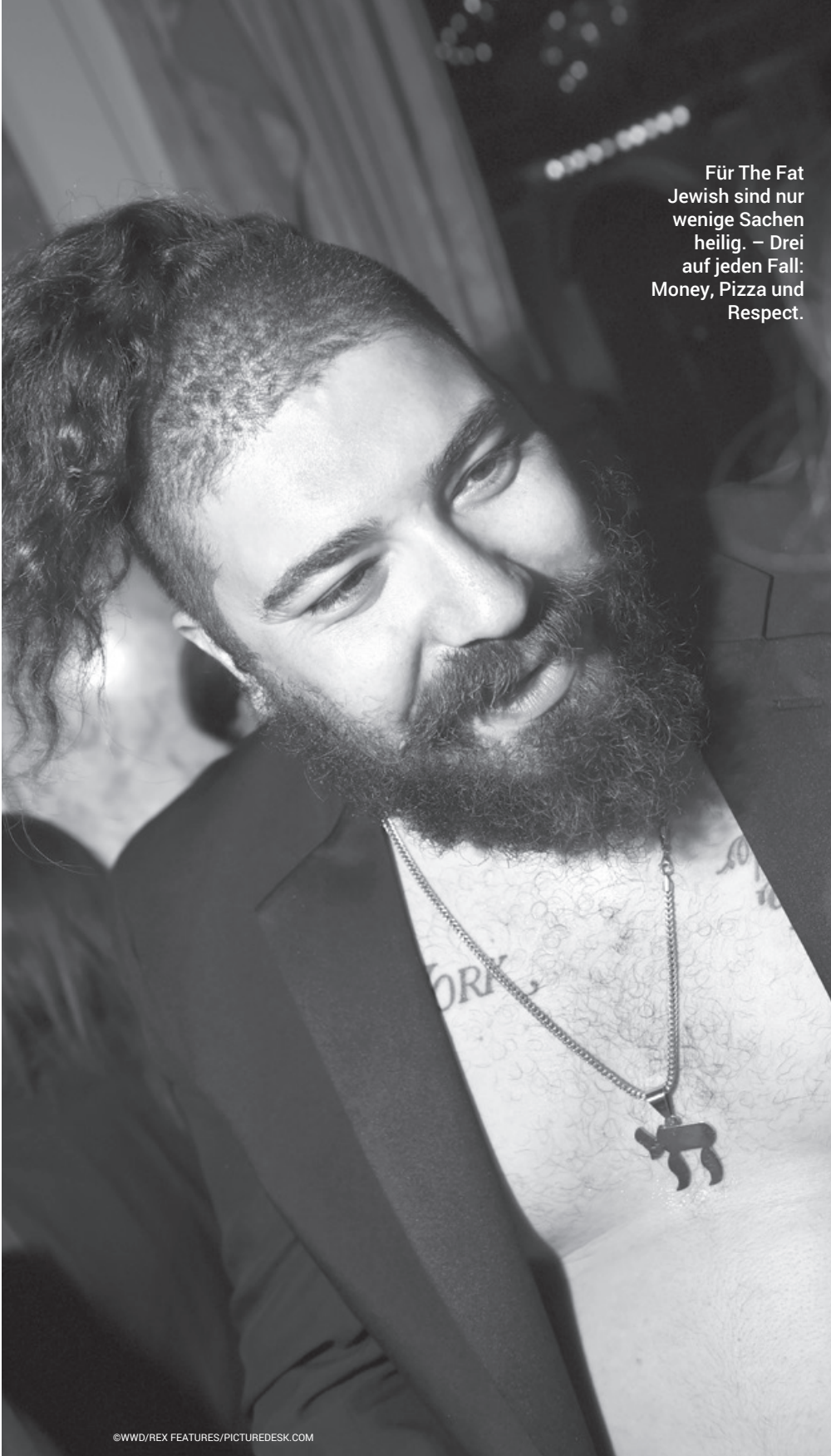
Öffentliche Verurteilung

Nachdem The Fat Jewish skrupellos Memes, Fotos und Witze anderer Comedians kopiert und unter seinem eigenen Namen veröffentlicht hatte, wurden die erbosten Stimmen seiner Kollegen immer lauter. Im August letzten Jahres brach ein regelrechter Shitstorm gegen ihn aus, der in einer öffentlichen Verurteilung durch die

amerikanische Comedy-Szene mündete. Sein Bestreben, die Plagiatsvorwürfe zu bagatellisieren, machte alles noch schlimmer. „Das Internet ist wie eine gigantische Orgie, auf der alles geteilt wird. Jedes Mal, wenn ich ein Foto mache, wird es auf Millionen von Seiten re-blogged und ich würde niemals meinen Namen darunter setzen. Es ist ungefähr so, als wären wir alle auf Ecstasy auf einer gigantischen Party“, versuchte er zu verharmlosen.

Unterdessen stieg die Zahl seiner Follower in sozialen Medien rasant an, was Instagram dazu veranlasste, sein Benutzerkonto trotz Urheberrechtsverletzungen nicht zu sperren, unter der Bedingung, alle Inhalte mit den jeweiligen Autorennamen zu versehen. Dies tat Ostrovsky auch und rief in einem Exklusivinterview mit Vulture die Betroffenen sogar dazu auf, ihn zu benachrichtigen: „Ich arbeite daran, jeden meiner Posts zuzuordnen und werde das auch in Zukunft machen. Meine E-Mail-Adresse ist für alle sichtbar. Ich bitte die betroffenen Personen, sich dringend bei mir zu melden. Ich möchte die Credits wirklich gerne nachtragen.“

Vielen Fans zufolge seien jedoch gar nicht die Memes und Fotos die Essenz des Humors von Ostrovsky. Erst die Bildunterschriften seien das Geheimnis seines Erfolgs. Kein Wunder, dass auch einige renommierte Firmen auf den fahrenden Zug aufspringen



Für The Fat Jewish sind nur wenige Sachen heilig. – Drei auf jeden Fall: Money, Pizza und Respect.

wollen. Unternehmen wie Burger King, Stella Artois oder Virgin Mobile sind bereits Kunden des Comedians. Allein für ein Namedropping soll er Beträge von 6.000 Dollar verlangen.

Eine Gebrauchsanweisung fürs Leben

Im Herbst 2015 gab The Fat Jewish sein erstes Buch unter dem Titel *Money. Pizza. Respect.* heraus. Die Widmung „Lutsch meinen Schwanz, James Joyce. Ich bin jetzt Schriftsteller!“ fasst die Obszönität seines Schreibstils prägnant zusammen. Eigenen Worten zufolge sei das Buch eine Gebrauchsanweisung fürs Leben. „Ich kann dir nicht sagen, was du tun solltest, aber ich kann dir definitiv sagen, was du nicht tun solltest. Ich bin der weltweit führende Experte darin, fragwürdige Entscheidungen zu treffen, und daraus kannst du viel lernen. Lass dich von meiner Dummheit inspirieren. Ich bin wie Gandhis versauter Bruder mit einem kontrollierbaren Koksproblem!“, äußert sich der Autor über sein Werk.

Ostrovsky baut einen großen Teil seines Humors auf seine jüdische Herkunft auf und scheut sich auch nicht Gott und die jüdische Religion in seine Witze hineinzuziehen. „Als Jude darf man bestimmte Sachen nicht essen, aber Gott, sei kein fucking Hater. Klar sollte ich nicht Schweinefleisch auf mein Gesicht schütten, aber hast du es mal gekostet? Ich bin vielleicht jüdisch, aber das ist fucking Amerika. Gott will vielleicht nicht, dass ich Peperoni esse, aber George Washington wollte es sicherlich. Dieser Mann hat dafür gekämpft, dass ich Peperoni essen kann, zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendessen“, sagt er in einem Interview.

Für The Fat Jewish sind wohl wirklich nur wenige Sachen heilig. – Drei auf jeden Fall: Money, Pizza und Respect. *nu*

Seit 2013 erlangte Ostrovsky durch seine berühmten Memes und viral Videos stetig wachsende Bekanntheit. Sein Talent, sich selbst zu inszenieren und bloßzustellen, ist nur seinem Talent zur Selbstvermarktung unterzuordnen.

©WWD/REX FEATURES/PICTUREDESK.COM



Der Duft von angerösteten Zwiebeln in der Nase und der Geschmack von Russian Dressing im Mund – soll das meine Identität sein? Mit dieser Frage befasst sich der in der Bukowina aufgewachsene Norman Manea nicht nur in dem jüdischen Deli-Shop Barney Greengrass in New York, sondern in seinem gesamten Werk. Einblicke in das Leben eines Hooligans, dem die Sprache Heimat wurde.

VON ALEXANDRA POPESCU

Norman Manea – Ein Hooligan wird Achtzig

Geradezu als Wundermittel gegen sämtliche Widersprüche, Ambivalenzen und Ungerechtigkeiten von Geschichte und Alltag wird die Identität eingesetzt, merkt der aus dem kommunistischen Rumänien nach New York emigrierte Autor richtig an. Als ob wir ein Recht auf Kontinuität und Kohärenz in unseren Leben hätten und sich die Suche danach nicht oft als Illusion entpuppe – nicht nur für die, die gehen, sondern auch für die, die bleiben. Oder wie der Schriftsteller sagt: „(...) bleibt der Mensch trotz aller großartigen technischen und zivilisatorischen Errungenschaften nicht doch verletzlich und einsam? Wie wird er mit Krankheit und Unsicherheit,

mit der Demagogie, der Habsucht und den anderen traurigen Gesichtern der Wirklichkeit fertig?“

Das Fremde

Das Fremde kennt Norman Manea nur zu gut, denn dieses lernt er schon als Kind kennen. Als Fünfjähriger kommt er 1941 mit seiner Familie nach Transnistrien, ins Arbeitslager in der ukrainischen Steppe östlich des Flusses Dnjestr, wohin General Antonescu Juden, die in den Gebieten unter damals rumänischer Verwaltung lebten, deportieren lässt. Nach langen Fußmärschen, die Tausenden das Leben kosteten, warteten hier Zwangsarbeit, Diphtherie, Typhus und für viele auch der Hungertod.

Die Familie Manea überlebt und kehrt zurück, in ein kommunistisches Rumänien, in dem der Vater unter dem Vorwand der Veruntreuung verhaftet wird. Vermutlich ist es seine jüdisch-bürgerliche Herkunft, die dem Regime nicht passt, merkt der Sohn an und lässt ihm trotz seiner Jugend eines klarwerden: Der Kommunismus vermag alles andere, nur keine Gerechtigkeit herstellen.

Norman Manea studiert zunächst Technik, um sich wie viele Zeitgenossen zu beweisen, dass er ein Mann sei. Seit den 1960er-Jahren widmet er sich allerdings der Literatur, die bis zu seiner Emigration in den Westen im Jahr 1986 der strengen kommunistischen Zensur unterliegt. Das Exil vor dem Exil nennt

er seine Erfahrungen als deportiertes Kind sowie als einer der vielen Erwachsenen, die in der kommunistischen Diktatur nicht das sagen durften, was sie dachten. Und ganz ankommen wird er auch im Ausland nicht: „Fremd oder entfremdet ist man schließlich immer und überall“, erklärt er später in New York, jener Stadt, die immerhin „das beste Hotel der Welt“ für ihn wird.

Die Elternsprache als Schneckenhaus

Doch das Klagen liegt Manea fern und genauso wenig geht es ihm darum, mit dem von Antisemitismus und Kommunismus gezeichneten Rumänien nur kalt abzurechnen. Immer wieder finden sich Liebeserklärungen an seine Heimat und die rumänische Sprache, die trotz alledem die Sprache der Großeltern und Eltern sowie der Liebe und Freundschaft sei. Manea erzählt fast zärtlich von der rumänischen Bäuerin Maria, die hunderte Kilometer zwischen Rumänien und der ukrainischen Steppe überwindet, nur um seiner Familie und ihm Kleidung und Essen ins Lager nach Transnistrien zu bringen.

Die Elternsprache wird zur Konstante seines Lebens, auch nachdem er das kommunistische Rumänien mit fünfzig Jahren endgültig verlassen hat. Ein Schneckenhaus, das er überall mitnimmt und das ihm Schutz bietet, während das Englische eine „Miet-sprache“ sei, die er sich ausgeliehen hat, um im öffentlichen Alltag in den USA zu überleben.

Unbequeme Themen im Postkommunismus

Maneas Blick ist unbequem. In seinen Werken spricht er nicht nur über die Lügen der Kommunisten, die das Leben immer mehr zur Maskerade verkommen lassen, sondern auch über das faschistische Rumänien davor. Einige der intellektuellen „Größen“ im Rumänien der 1930er-Jahre propagierten einen nationalistischen und antisemiti-

schen Diskurs, unter dem der Autor und seine Familie so wie viele andere Juden und Roma zu leiden hatten. Daran wollte sich das postkommunistische Land nur ungern erinnern: Als Manea 1991 einen Essay veröffentlicht, in dem er die Beziehungen des Schriftstellers Mircea Eliade mit der rechtsextremen Eisernen Garde in den 30er-Jahren thematisiert, führt dies weniger zu einer Debatte über Eliade, als vielmehr zu einer feindseligen Kampagne gegen den „Juden“ und „Verräter“ Manea.

Spätestens jedoch mit dem Werk *Die Rückkehr des Hooligan* (2004) wird der Schriftsteller zu einer nicht mehr überhörbaren Stimme des schlechten Gewissens Rumäniens. Mit dem autobiografischen Werk arbeitet er nicht nur seine und die Geschichte seiner Familie auf. Indem er die Absurditäten der rumänischen Geschichte zwischen Faschismus und Kommunismus thematisiert, konfrontiert er gleichzeitig das kollektive Bewusstsein der Rumänen mit ihrer Vergangenheit, in der sie nicht nur Opfer, sondern auch Täter waren.

Hooliganismus

Die Metapher des Hooligans ist bewusst gewählt. Sie beschreibt nicht die Handlungsweise gewalttätiger Fußballfans, sondern Dissidenten und Unruhestifter, die für das jeweilige Establishment zum Problem werden. Konkret referenziert Manea auf Mihail Sebastian, den jüdisch-rumänischen Schriftsteller der Zwischenkriegszeit, der mit seinem 1934 publizierten Buch *Seit zweitausend Jahren* für Aufruhr sorgte. Sebastian, der mit jüdischem Namen Iosif Hechter hieß, versuchte sich damit von den großen Ideologien seiner Zeit zu distanzieren und die schwierige „Wahl“ zu beschreiben, vor die er in einem immer antisemitischer werdenden Umfeld als Jude gestellt wurde – Assimilation oder Ausschluss aus der Gesellschaft. Trotz Assimilation tritt Letzteres ein.

Auf den im Zuge der Veröffentlichung seines Buches immer lauter

werdenden „Vorwurf“, dass er als Jude kein Rumäne sein könne, antwortet Sebastian mit der Streitschrift *Warum ich Hooligan* wurde und einem feinen Ausloten seiner eigenen multiplen Identität: „Ich möchte jene antisemitische Gesetzgebung kennen, die die unwiderrufliche Tatsache, dass ich an der Donau geboren wurde und dieses Gebiet liebe, annullieren könnte.“

Doch die Würfel der Geschichte sind gefallen – Rumänien versinkt im Antisemitismus und im christlich-orthodoxen Fundamentalismus und organisiert ab 1940 Juden- und Roma-Deportationen nach Transnistrien.

Multiple Identität

Maneas Leben beginnt dort, wo Sebastians Geschichte aufhört. Vor dem Hintergrund der Deportations- und Exilerfahrungen im und außerhalb des Heimatlandes hält Manea von Etikettierungen wie „Rumäne“, „Jude“, „Amerikaner“, „Opfer“ oder „Dissident“ nichts. Seine und Sebastians fragmentierte, hybride Identität sowie ihr Hooliganismus sind nichts anderes als ein Akt des Widerstands gegenüber starren Kategorien, die die Vielfalt der Existenz immer wieder zu zerstören drohen.

Mit mehr als zwanzig Werken gehört Norman Manea zu den meist übersetzten zeitgenössischen Autoren rumänischer Sprache. Er lebt als *Writer in Residence* in den USA und unterrichtet Europäische Kulturgeschichte am Bard College in New York. Dass ihn der Rumänische Schriftstellerverband schon mehrmals für den Nobelpreis für Literatur vorgeschlagen hat, ehrt den Autor mit Sicherheit. Aber mehr als das ehren Maneas Werk die rumänische Sprache sowie die universelle Literatur. Im Juli wird er 80 Jahre alt. nu

Buchempfehlungen:

Norman Manea – *Wir sind doch alle im Exil*, 2015; *Die Rückkehr des Hooligan*, 2004; *Über Clowns*, 1998; Hanser Verlag

Geradezu als Wundermittel gegen sämtliche Widersprüche, Ambivalenzen und Ungerechtigkeiten von Geschichte und Alltag wird die Identität eingesetzt, merkt der aus dem kommunistischen Rumänien nach New York emigrierte Autor Norman Manea richtig an.

Der Talmud als Wertanlage

Rituelle jüdische Gegenstände als Kunstinvestition? Ein lukrativer Nischenmarkt für Kenner – und mit manchen Fragezeichen versehen.

VON EVA KONZETT

Rekorde machen keinen großen Lärm – zumindest nicht hier, in den Sälen des Auktionshauses Sotheby's in New York. Ein dumpfer Schlag auf das Pult, verhaltener Applaus, nachdem der Auktionator ein letztes Mal zum Angebot aufgerufen hat. Schon verschwindet der jahrhundertealte Bomberg-Talmud, projizieren die Mitarbeiter ein neues Bild an die Wand, rattert der Auktionator neue Kennzahlen ins Publikum.

Doch trotz der Routine im Auktionshaus bleibt an diesem Dezembertag 2015 ein Raunen im Raum. 8,5 Millionen Euro hat Medienberichten zufolge der amerikanische Unternehmer und Kunstsammler Leon Black für diese Gesamtausgabe des Heiligen Buches geboten, die zwischen 1519 und 1523 vom Buchdrucker Daniel Bomberg in Venedig angefertigt wurde und die

man als „Gutenberg-Bibel des Judentums“ handelt. Ein Höchstergebnis, eine Seltenheit hier in der 1334 York Avenue, Manhattan, dem Hauptsitz des Auktionshauses. Der 3500 Seiten starke babylonische Talmud, einst für das Studium der heiligen Schrift gedacht, ist angekommen im Spiel von Angebot und Nachfrage, zwischen Täfeln und Telefonbietern. Mit großem Erfolg zudem: Nie zuvor hat ein Judaika einen höheren Wert erzielt. Zum ersten, zum zweiten. Rekordzuschlag.

Eine Seltenheit: Jüdische Bücher und Manuskripte

Der Markt für Judaika, also religiöse Kunstwerke des Judentums, ist eine Nische. Nur rund 700 private jüdische Sammler gibt es weltweit, schätzen Experten. Dazu kommen Museen und in der absoluten Minderheit nichtjüdische Interessenten. Doch so eingeschränkt der Markt sein mag, so manche Tücke er haben kann, es tut sich was bei den handgeschriebenen Schriften, den Chanukka-Leuchtern aus Silber und den Thora-Schildern. In Übersee, aber auch in Europa. „Es sind schöne Steigerungstufen zu erzielen“, sagt Georg Ludwigstorff, Silberexperte im Dorotheum gegenüber dem *Wirtschaftsblatt* im Oktober. Dabei gilt eine goldene Regel: Der Markt für „kleinere“ Objekte, wie sie Ludwigstorff nennt –

also beispielsweise Thorazeiger – ist in sich zusammengebrochen. Es gebe einfach „zu viele Fälschungen“.

Ausgerechnet der Antisemitismus und nicht zuletzt die Nationalsozialisten haben dazu beigetragen, dass jüdisch-religiöse Kunstwerke und Schriften (Hebraika) heute zu lukrativen Sammlerstücken aufgestiegen sind. Zahlreiche Werke, welche die Pogrome die Jahrhunderte zuvor überstanden hatten, gingen schlussendlich in Barbarei der Nationalsozialisten unter, Judaika wurden zerstört oder ihre Besitzer ließen sie einschmelzen – um die Spuren des jüdischen Lebens aus ihrem Alltag zu tilgen oder weil sie das Silber und Gold gezwungenermaßen zu Geld machen mussten. Zuvor hatten schon die Emigration der Juden aus Osteuropa in Richtung Westen und nach Amerika und die damit verbundenen Assimilierungstendenzen die Bedeutung der Judaika innerhalb der Gemeinden zurückgedrängt. „Jüdische Bücher und Manuskripte sind sehr selten. Sie wurden verbrannt, zerstört und nur wenige haben aus der frühen Zeit überlebt“, sagt David Redden, Vizepräsident von Sotheby's vor der letzten Judaika-Auktion gegenüber der Nachrichtenagentur Associated Press. Es seien schlichtweg Überlebende, die nun zum Verkauf gelangten.

Und sie haben ihren Preis: Rabbinische Manuskripte oder Drucke aus

Ausgerechnet der Antisemitismus und nicht zuletzt die Nationalsozialisten haben dazu beigetragen, dass jüdisch-religiöse Kunstwerke und Schriften (Hebraika) heute zu lukrativen Sammlerstücken aufgestiegen sind.

der Vorkriegszeit, rituelle jüdische Gegenstände sind knapp und Rarität seit jeher eine fruchtbare Basis für ein gutes Geschäft.

Doch darf man rituelle Gegenstände überhaupt kommerzialisieren? Im Jüdischen Museum Wien sieht man die Sache kritisch. Zum einen stammen viele Judaika aus zerstörten Synagogen, es stellt sich also durchaus die Frage nach der Provenienz. Zum anderen treibt das Interesse privater Sammler die Preise nach oben und „die öffentlichen Institutionen kommen einfach nicht mehr mit“, sagt die Direktorin Danielle Spera. Anstatt der Öffentlichkeit zugänglich zu sein, verschwinden die Objekte dann zweckentfremdet zu Prestigezwecken hinter privaten Wänden, klagt sie.

Greenstein: Einer der besten Judaika-Kenner

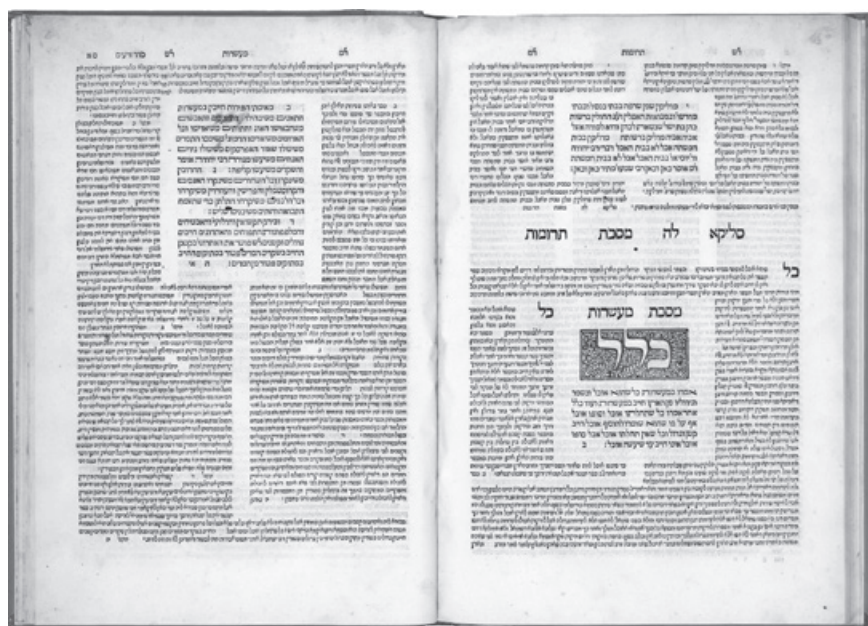
Damit hat Jonathan Greenstein kein großes Problem, er lebt schließlich davon. Der heute 49-jährige Amerikaner war ein Jugendlicher, als er das erste Mal mit Judaika in Berührung kam. In der jüdischen Schule in Brooklyn hatte er sich nicht zu benehmen gewusst, flog raus und musste bei einem Antiquitätenhändler in der Nachbarschaft anheuern. Der hatte alle Hände voll zu tun: Die 1970er-Jahre waren für den Tandler keine schlechte Zeit. Täglich schlepten die Kundschaften ihre Silberschmuckstücke beim Alten an, seit Spekulan-ten den Silberpreis nach oben trieben. „Selbst die jüdischen Mütterlein kamen, um ihre Kiddusch-Becher einzulösen“, erinnert sich Greenstein. Der Antiquitätenhändler aber, zwar kein Jude, aber ein gläubiger Mann, brachte es irgendwann nicht mehr über das Herz, all die religiösen Objekte einzuschmelzen und begann Jonathan in Judaika-Naturalien auszubezahlen. Heute führt Greenstein das einzige auf rituelle jüdische Gegenstände spezialisierte Auktionshaus in den USA und gilt als einer der besten Kenner der Welt. Wer sich für Judaika interessiert, kommt an Greenstein nicht vorbei.

Doch wie hat sich der Markt für Judaika geändert? Und wer spielt überhaupt mit? „Wir sehen vor allem in den USA ein wachsendes Interesse junger Sammler an dieser Kunst“, erklärt

Greenstein. Oft haben diese jüdische Wurzeln, üben die Religion aber nicht mehr aus. „Sie wollen diese Gegenstände nicht für religiöse Zwecke, sondern aus Spiritualität in der Wohnung haben“, sagt Greenstein. Dann steht die Menora eben als Blickfang im aufgeräumten Backsteinloft. Im etwas höheren Preissegment mache sich indes die neuerwachte Sammelleidenschaft der Museen bemerkbar. Das Boston Museum of Fine Arts beispielsweise baut seit 2013 eine Judaika-Sammlung auf, ähnlich das North Carolina Museum of Art in Raleigh. Beide Museen bildeten ihren Grundstein an

stitutioneller Sammler. Greenstein schätzt, dass fünfzehn Privatpersonen willens wären, mehr als 100.000 Dollar für eine Judaika-Rarität auszugeben, die meisten kommen aus den USA, Israel und den Ländern der ehemaligen UdSSR. Das kostbarste Stück, das Greenstein selbst versteigerte, stammte aus Deutschland: Für 100.000 Dollar brachte er zwei Rimmonim, also die Aufsätze der Thorarolle, weg, die deutsche Handwerker 1790 gefertigt hatten.

Doch nicht immer verschwinden die Gegenstände privater Sammlungen aus der Öffentlichkeit. Das Jüdische Museum Wien hat einen wesentlichen Teil



Rekordzuschlag: 8,5 Millionen Euro für „Gutenberg-Bibel des Judentums“

Judaika mit privaten Sammlungen. In letzterem Falle griffen die Kuratoren bei Sotheby's in New York zu, als das Auktionshaus im April 2013 die Privatsammlung des amerikanischen Investmentbankers Michael Steinhardt und seiner Frau Judy veräußerte. Die Steinhardt-Sammlung galt als eine der umfassendsten und fundiertesten Judaika-Sammlungen der Welt, was sich im Erlös von 8,5 Millionen Dollar niederschlug. Vielleicht hätte die Sammlung noch mehr erlöst, wäre im Vorfeld nicht ein Objekt von der Auktion zurückgezogen worden, da es aus Wien stammte und die Provenienz nicht gesichert war.

In Steinhardt-Preisklassen bewegen sich indes nur eine Handvoll nichtin-

der eigenen Judaika-Sammlung auf der Sammlung Berger aufgebaut. Max Berger, in Polen geboren, hatte als Einziger seiner Familie die Schoah überlebt und nach dem Krieg in Wien begonnen, Judaika zu erwerben – zu einer Zeit, als sich kaum jemand für die Objekte interessierte und die Preise nicht annähernd so hoch waren wie heute. Dass seine Objekte jetzt im Museum stehen können, hat aber nichts mit dem ohnehin geringen Budget des Jüdischen Museums zu tun, das solche Ankäufe nicht erlauben würde. Berger selbst hat es so verfügt und seine Judaika-Sammlung der Stadt Wien hinterlassen, die sie im Jüdischen Museum aufbewahrt, ausstellt und somit der Öffentlichkeit zugänglich macht.

nu

Eine Institution: Die Galerie St. Etienne in New York



Paula Modersohn-Becker: *Selbstbildnis*, circa 1905

Ein Besuch der Galerie St. Etienne in New York lohnt sich allemal, nicht nur wegen der phantastischen Ausstellungen, die dort mitunter gezeigt werden, sondern vor allem auch wegen des gewaltigen Stücks österreichischer Geschichte, das mit ihr (noch immer) verbunden ist.

VON PETER WEINBERGER

Kunstsüchtige Besucher New Yorks sollte nicht vergessen, sich sofort zu erkundigen, ob eine Ausstellung in der Galerie St. Etienne läuft, da eine solche meist um einiges mehr bietet als eine Spezialausstellung im MoMA, noch dazu ohne dem im MoMA üblichen Gedränge. Die im Winter 2015/16 gezeigte exquisite Retrospektive von Bildern Paula Modersohn-Beckers (1875–1907) gibt einen hervorragenden Einblick in die Welt einer der ersten deutschen Künstlerinnen der Moderne, von Künstlerinnen, die seinerzeit als „Malweiber“ abgetan wurden.

Die Galerie St. Etienne ist im Grunde genommen keine gewöhnliche Galerie, sondern eine der klassischen Moderne gewidmete „Institution“. Über sie und ihren Gründer Otto Kallir sind bereits zahlreiche Artikel erschienen. Otto Nirenstein, wie sein ursprünglicher Name lautete, gründete 1923 in Wien die „Neue Galerie“ – heute Galerie

nächst St. Stephan, in der er erstmals eine große Egon-Schiele-Ausstellung veranstaltete. In der Folge verlegte er Schriften über Gustav Klimt, Egon Schiele und Oskar Kokoschka. 1931 rettete er Bilder von Richard Gerstl vor dem Verfall, Bilder, die zum Teil heute Prunkstücke des Leopold Museums in Wien oder der Neuen Galerie in New York sind. 1938 in die Emigration getrieben, eröffnete er zunächst die Galerie St. Etienne in Paris, nach seiner Flucht in die USA, eine Galerie des gleichen Namens in New York. Da Werke von Schiele, Klimt, Derain, Signac oder Beckmann als entartete Kunst galten und daher für die Nazis als wertlos erschienen, konnte er seine umfangreiche Sammlung, sozusagen als belangloses Zeug, im Wesentlichen unbehindert aus Wien mitnehmen.

Schieles Zeichnungen um zwanzig Dollar

Bereits 1941 organisierte er in seiner Galerie die allererste Egon-Schiele-Verkaufsausstellung in den USA. Da Schiele damals dort vollkommen unbekannt und der Kunstmarkt fast ausschließlich auf französische Kunst ausgerichtet war, bot er dessen Zeichnungen zunächst um zwanzig US Dollar und Aquarelle um sechzig an. Lediglich ein einziges Werk, ein kleines Ölbild, konnte er bei dieser Gelegenheit um 250 US Dollar an einen Emigranten verkaufen, der seine Anschaffung übrigens in dreizehn US Dollar Raten abstotterte.

Im Jahr 1948 gelang ihm eine Reihe von Bildern, die in Paris seit 1939 aufbewahrt waren, nach New York zu überführen. Um den Verkauf von Schiele zu stimulieren, annoncierte er auch in der (deutschsprachigen) Emigrantenzeitung *Der Aufbau*. In Folge seiner umfassenden Kenntnisse der Werke von Gustav Klimt und Egon Schiele half er mit mäßigem Erfolg anderen aus Österreich Geflüchteten, gestohlene Kunstwerke zurückzufordern. Er selbst war in seinem Kunsthandel peinlich genau darauf bedacht, stets Werke mit

gesicherten Eigentümerverhältnissen zu vermitteln. In diesem Sinne gilt er als einer der Pioniere der Provenienzforschung.

Ein alter Traum Kallirs

1965 wurde ein alter Traum Kallirs wahr, nämlich eine Klimt/Schiele-Sonderausstellung im Guggenheim Museum zu veranstalten. Ab diesem Zeitpunkt gewann in den USA österreichische Fin-de-siècle-Kunst fast exponentiell an Popularität, mit dem Resultat, dass Poster von Klimts „Der Kuss“ zu den populärsten Dekorationen in amerikanischen Haushalten wurden. In seiner letzten Schiele-Retrospektive in der Galerie St. Etienne, 1970, erreichten Schiele-Aquarelle bereits Preise von 18.000 US Dollar und mehr. Ronald Launders Neue Galerie in New York ist übrigens benannt nach Nirensteins erster Galerie in Wien.

Otto Kallir war nicht nur ein äußerst erfolgreicher Galerist, sondern auch ein bedeutender Kunsthistoriker. Sein 1970 sowohl in Deutsch als auch in Englisch im Zsolnay Verlag erschienenenes Buch *Egon Schiele. Das druckgraphische Werk* zählt nach wie vor zu einem der Standardwerke in der stets wachsenden Literatur über Egon Schiele. Er verstarb 1978 in New York im Alter von 84 Jahren.

Seither führen Hildegard Bachert und seine Enkelin, Jane Kallir, die Galerie. Jane Kallir „erbte“ die Interessen ihres Großvaters: Für sie ist Egon Schiele, den sie übrigens in einem Buch *Egon Schiele: The Complete Works* (1998) umfassend würdigte, immer noch der Inbegriff jener österreichischer Fin-de-siècle-Kunst, die ihren Großvater ein Leben lang fasziniert hatte. Aber auch Otto Kallirs zweites Interessensgebiet, die Arbeiten von Grandma Moses, deren Werke Jane Kallir als Kuratorin in zahlreichen Museen dem Publikum eröffnete, gehört zu ihrem Erbe. Das Wien der Jahrhundertwende blieb allerdings im Zentrum ihrer Interessen. Und sie meldet sich stets zu Wort, sobald schwierige Pro-

venienzenfragen betreffend Klimt oder Schiele virulent werden, zum Beispiel 2015 im *Standard* mit einem Beitrag zur Diskussion um den Beethovenfries.

Die heute 94-jährige Hildegard Bachert, die noch immer täglich in der Galerie zu finden ist, betreut diese seit 75 Jahren (!): 1940 stellte sie Otto Kallir als Sekretärin ein, später avancierte sie zu seiner Partnerin.

Während eine Mitarbeiterin der Galerie extra für uns die sich noch im Besitz der Galerie befindlichen Schiele aufstellte, hatten meine Frau und ich vor zwei Jahren die Gelegenheit, mit Hildegard Bachert ein wenig über die Emigrantenszene in New York in den 1940er-Jahren zu sprechen. Vor uns sahen wir Schiele-Ölgemälde im Wert von zig Millionen Dollar an die Wand der Galerie gelehnt. Frau Bachert sprach von emigrierten österreichischen Malern, wie Josef Floch, den sie gekannt, und solchen wie Viktor Tischler, von denen sie nur gehört hatte. Und sie erzählte ein bisschen über sich selbst. Sie lebt, wie sie der *New York Times* anlässlich ihres 75. Dienstjubiläums anvertraute, noch immer in einer Wohnung in West End mit den Möbeln, die ihre Eltern in den 1930er-Jahren mit nach New York gebracht hatten. Vielleicht ist Hildegard Bachert die eigentliche Erbin nach Otto Kallir, denn seit seinem Tod benutzt sie seinen alten „Roll top“-Schreibtisch in der Galerie.

nu

The Galerie St. Etienne,
24 West 57th Street, New York



Jane Kallir,
*Egon Schiele:
The Complete
Works*, 1998,
Umschlag;
zur Verfügung
gestellt vom
Auktionshaus
im Palais
Kinsky

Die heute 94-jährige Hildegard Bachert, die noch immer täglich in der Galerie zu finden ist, betreut diese seit 75 Jahren (!): 1940 stellte sie Otto Kallir als Sekretärin ein, später avancierte sie zu seiner Partnerin.

Mut zum Risiko

Der deutsch-russisch-jüdische Klaviervirtuose der jüngeren Generation, Igor Levit, ist einer der besten Pianisten der Gegenwart.

VON MARTIN RUMMEL

Ausgerechnet an einem Freitag, dem dreizehnten Tag des Monats Dezember 2013, schleuste mich Louwrens Langevoort, Intendant der Kölner Philharmonie, in die zweite Hälfte des Klavierabends von Igor Levit. Ich wusste zwar, wer er war, hatte aber bis dahin weder ein Konzert besucht noch eine Aufnahme gehört.

Wir erleben derzeit eine Flut an jungen „Star“-Interpreten, über die die Generation der großen Instrumentalisten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nur wenig Positives zu sagen hätten: Die Tugenden von makelloser Intonation bei Streichern oder Bläsern, differenzierte Farben der Interpretation, das Durchdringen von ganzen Werkzyklen und ganz einfach das Befolgen der Anweisungen des Komponisten in der Partitur scheinen generell gegenüber der Bühnenshow, wehenden Haaren, fliegenden Bögen und schulterfreien Kleidern unwichtig zu sein. Luciano Pavarotti, Itzhak Perlman, Daniel Barenboim, Montserrat Caballe, Jessye Norman, James Galway und viele andere würden heutzutage als junge Künstler wahrscheinlich keine Karriere mehr machen, ganz einfach, weil sie nicht der optischen Norm entsprechen und sich nicht auf den Showeffekt der Musik konzentrieren, sondern, um Jessye Norman zu zitieren, ganz einfach „Klappe auf, singen“.

Scharfer Geist eines Musikers voller Leidenschaft

Allein die Programmwahl von Igor Levit am 13. Dezember 2013 in Köln (Beethovens *Hammerklavier-Sonate*, eine Passacaglia von Muffat, zwei Liszt-Werke in Busoni-Fassungen, eine

Klavierversion eines Wagner-Stückes sowie ein kleines Stück von Frederic Rzewski) deutet auf dessen Nonkonformismus mit dem Markt hin – üblicherweise hört man bei solchen Gelegenheiten eher Mozarts *Alla turca* oder die *Mondschein-Sonate*, etwas Chopin und eine der *Ungarischen Rhapsodien* von Liszt. Zu hören war an diesem Abend ein junger Künstler (Levit ist Jahrgang 1987), der auf der Bühne das Risiko zum extremen Ausdruck nicht scheut, sich keine Sorgen macht, wie er aussieht, während er spielt, und für den ganz klar die Musik im Vordergrund steht. Ich war selten so fasziniert und voller Bewunderung für die zur Schau gestellten instrumentalen Fähigkeiten in Kombination mit einem so hörbar scharfen Geist eines Musikers voller Leidenschaft, von seltener rhetorischer Intensität und intellektueller Kontrolle über das musikalische Geschehen. Und doch hat sein Musizieren auch eine ungebremste Wildheit, die sich in Worten kaum fassen lässt.

All das war dann auch beim anschließenden Abendessen zu spüren; Levit sprach mit großer Begeisterung von vielen unterrepräsentierten Werken Busonis, von der Pflicht, solche Werke aufzuführen und in einen Kontext zu bringen. Die Gespräche drifteten rasch zu Literatur, Architektur, Politik und Kunst. Igor Levit ist ein umfassend gebildeter, neugieriger und interessierter Künstler, der seinen Beruf als Vermittler zwischen all diesen Sparten und vor allem von Mensch zu Mensch sieht. Und dann sind da die ganz „normalen“ menschlichen Aspekte des Menschseins, die in großer Emotionalität besprochen werden.

Die richtigen Töne zur richtigen Zeit

Seine jüngste CD-Veröffentlichung ist, nach den letzten drei Beethoven-Sonaten und den Bach-Partiten, ein Dreierzyklus der großen Variationsreihen von Bach (*Goldberg*), Beethoven (*Diabelli*) und Rzewski (*The People United Will Never Be Defeated*). Nun könnte man zwar mit der Martin-Stadt-feld-Keule kommen, aber die ist in die-



Igor Levit wird von vielen als „Jahrhundertpianist“ bezeichnet.

sem Falle vollkommen unangebracht. Bei Igor Levit (der übrigens keinen der großen Klavierwettbewerbe gewonnen hat) hören wir keine willkürlichen Entscheidungen über Wiederholungen und nicht nur technische Perfektion in Hinblick auf richtige Töne. „Es ist nicht so schlimm, einen falschen Ton zur richtigen Zeit zu spielen, wie einen richtigen Ton zur falschen Zeit“, war vor hundert Jahren einmal eine vielbeachtete Devise.

Igor Levit spielt, und hier ist das Wunder, die richtigen Töne zur richtigen Zeit. Die Darstellung eines Dreigestirns der Musikgeschichte, mit einer Durchdringung, die ihresgleichen sucht. Wann immer Sie demnächst etwas über Wölfe im Zusammenhang mit Klavierspiel lesen, nehmen Sie Igor Levits Aufnahme der Bach'schen *Goldberg-Variationen* zur Hand, schalten Sie zu Track 21 (der 20. Variation) – und vergessen Sie die Wölfe. Igor Levit gehört nicht nur die Zukunft, für mich gehört ihm schon die Gegenwart.

nu

Wer hat hier ein Problem?

Anja Salomonowitz schreibt und inszeniert ein Theaterstück zum Thema Beschneidung – mit Kindern als Darstellern.

VON ROLAND KOBERG

Ein bisschen aus dem Nähkästchen geplaudert, in meiner Eigenschaft als produktionsbegleitender Dramaturg, ist es beim Theatermachen immer so: Du willst, dass die Zuschauer ein Problem kriegen; der Zuschauer darf sich etwas denken, das auf der Bühne so gar nicht gesagt wird; noch einfacher ausgedrückt, aber noch schwieriger zu machen: Der Zuschauer soll sich durch das Gezeigte gemeint fühlen – Das bin doch ich! Das bin doch nicht ich! Soll das ich sein?

Wenn der Zuschauer das Gefühl hat, dass die Probleme, die auf der Bühne verhandelt werden, nur Probleme der Mitwirkenden sind, haben die Theatermacher etwas falsch gemacht. Man darf – aus Sicht des Theaters – die Zuschauer nicht entlasten. Deswegen geben Regisseure ihren Schauspielern auf der Probe manchmal den Tipp, die Probleme, um die es geht, nicht als abgeschlossen zu betrachten und nicht stellvertretend für die Zuschauer zu lösen. Nicht sich mit dem Publikum verbünden! Den Druck nicht entweichen lassen! Die Reaktionen, die etwas hervorrufen sollen, nicht vorspielen! Theatermachen ist Arbeit am Konflikt.

Der Junge wird beschnitten., das Stück, das die Wiener Filmemacherin Anja Salomonowitz für das Volkstheater recherchiert und geschrieben hat und jetzt mit neun Kindern und einer erwachsenen Schauspielerin (Karin Lischka) inszeniert, ist Theater gewordener Konflikt. Kulturelle Konflikte, politische Konflikte, religiöse Konflikte und private Konflikte gehen beim Thema Beschneidung bzw. rituelle männliche Beschneidung Hand in Hand und scheinen sich gegenseitig zu

bedingen. Von der subjektiven, ängstlichen Frage einer Mutter („Was tue ich meinem Kind da an?“) bis zum religiösen Bekennerstolz des Patriarchen („Die Zugehörigkeit soll sichtbar sein!“) ist alles drin. Der Junge wird beschnitten. Punkt. Keine Diskussion. Geht keinen was an. Oder doch?

Um von diesen Konflikten zu sprechen, um überhaupt einmal das gesellschaftliche Tabuthema Beschneidung in einen künstlerischen Diskurs zu überführen, hat Anja Salomonowitz eine entwaffnende Methode gefunden: Es sind überwiegend Kinder, welche



© LISA EDI/VOLKSTHEATER

Der Junge wird beschnitten. Mehrmals im Mai im Volx/Margareten, Margaretenstraße 166. Karten unter 52111-400 und www.volkstheater.at

die Texte von Erwachsenen nachsprechen. Im Vorfeld haben Erwachsene, mehr als dreißig, im Stück anonymisierte Interviewpartner aus Wien, für das Stück ihre Haltungen zu bzw. Erfahrungen mit Beschneidung beschrieben – Wortspenden, im wahrsten Sinne des Wortes. Anja Salomonowitz hat die wörtliche Rede von Müttern, Vätern, Großeltern, Philosophen und Psychoanalytikern, Religionsvertretern, Medizinerinnen und Journalistinnen

als Material für ein faszinierendes Meinungsspektrum genommen. Zu Wort kommen auch Männer, die als Kind beschnitten wurden oder sich später selbst freiwillig beschneiden ließen – sei es in einem jüdisch, islamisch oder christlich geprägten Umfeld. Anja Salomonowitz hat die Sätze so montiert, dass sie sich aufeinander beziehen und Dialoge daraus entstehen. Die Art des Sprechens wurde dabei nur wenig geändert: Man erlebt als Zuhörer mit, wie die Personen, von denen die Texte stammen, nach Worten suchen, sich verbessern, Fehler machen ... Das Reden ist immer auch eine Suche nach der Wahrheit, gerade bei einem Thema, über das nicht viel geredet wird.

Der Witz daran ist: Die Zuschauer lernen die Personen, welche dieses und jenes finden oder erlebt haben, eben gar nicht kennen. Nur das Argument oder die Geschichte sind im Raum. Was die Kinder, die das Gesprochene repräsentieren, damit zu tun haben, wird zur reinen Projektion. Und damit zur Auflage für eine Frage, die sich jeder Zuschauer nur selbst stellen kann: Was projiziere ich eigentlich in diese Kinder, die offenkundig zu jung sind, um bestimmte Entscheidungen selbst fällen zu dürfen?

Die Kinder tun somit das, was Theater, was den künstlerischen Diskurs auf der Bühne erst reizvoll macht: Sie lassen uns mit dem Gesagten und Erlebten allein. Sie geben uns, dem vermeintlich erwachsenen Publikum, die Worte zurück, in denen wir über sie sprechen. Sie nehmen uns die Probleme nicht ab, sondern delegieren sie dorthin, wo sie herkommen. Erst durch das Mitwirken der Kinder und durch deren ernsthaftes Bemühen, sich in die Erwachsenen hineinzuversetzen, wird greifbar, dass es um sie geht. Ob Mädchen oder Junge, ob sieben oder dreizehn Jahre alt – die Kinder zeigen, einfach indem sie da sind und indem sie ihre Stimmen und Körper zur Verfügung stellen, dass sie es sind, über die sich Erwachsene die Köpfe heiß reden. Und nu?

nu

„Broad City“:

Ilana und Abbi im jüdischen New Yorker Wunderland

**Hollywood ist tot –
aber Fernsehserien sind
lebendiger denn je.**

VON ANATOL VITOUCH

Unter jenen Erwachsenen, denen die aufs Teenie-Publikum zugeschnittenen Produktionen der US-Filmindustrie zu seicht und uninspiriert geworden sind, ist diese Ansicht seit Jahren Common sense. Was so ungefähr mit den *Sopranos* um die Jahrtausendwende begann, hat sich längst ins Unüberblickbare aufgefächert. Neben Massenphänomenen wie *Game of Thrones* oder *Breaking Bad* scheint inzwischen jeder Serienjunkie auch seinen persönlichen Geheimtipp zu haben. Dieser wird dann entweder wie eine illegale Substanz nur an Auserwählte und gleichsam unterm Tisch weitergereicht („Das könnte vielleicht

etwas für dich sein ...“), oder aber, unter Androhung von Liebesentzug, öffentlich zur *Conditio sine qua non* erklärt („Ihr müsst euch diese Serie anschauen, am besten noch heute Abend!“) – ganz nach Temperament des jeweiligen Fans.

Zu welchem Typus ich gehöre, verate ich jetzt nicht, sondern erzähle Ihnen lieber etwas über den Geheimtipp *Broad City*:

Jüdisch-US-amerikanische Identitäten der jüngsten Generation

Die von Ilana Glazer und Abbi Jacobson kreierte Sitcom, die 2009 als Webserie startete und seit 2014 auf *Comedy Central* ausgestrahlt wird, ist das Absurdeste, was Fernsehen seit längerem zu bieten hat. Während sich die meisten Serienhits, unabhängig von ihrem Sujet, dramaturgisch konservativ an sogenannten glaubwürdigen Charakteren und psychologisch

motivierten Konflikten abarbeiten (das erwähnte *Game of Thrones* lässt sich mit einigem Recht und durchaus genussvoll als Endlos-Medley sämtlicher Shakespeare'scher Königsdramen rezipieren), verbreitet *Broad City* einen anarchischen Furor, den das hiesige Fernsehpublikum vielleicht am ehesten mit Helmut Zenkers legendärem *Kottan ermittelt* in Verbindung bringen könnte.

Wobei nicht alles, was hinkt, schon ein Vergleich ist, denn: *Broad City* ist a) sehr newyorkerisch, b) sehr jewish und c) so Millennial-spezifisch, dass selbst gute Englisch-Kenntnisse nicht immer ausreichen, um den Slang-Kaskaden der beiden End-Zwanziger sinnerfassend zu folgen; was aber zugleich der Grund ist, warum es absolut sinnlos wäre, *Broad City* in deutscher Synchronfassung zu konsumieren.

Ilana Waxler und Abbi Abrams (Glazers und Jacobsons von ihnen selbst verkörperte Hauptfiguren) kämpfen sich in der Show mit viel abgedrehtem Humor durch ein gänzlich ihrer Phantasie entsprungen scheinendes New York City der Gegenwart. Realismus gibt's keinen, Story eher nur in Ansätzen, dafür wird der gute Geschmack in so ziemlich jeder Szene heftigst beleidigt. Und paradoxerweise überkommt einen dabei das Gefühl, dass man auf diesem Weg womöglich gar nicht so wenig über jüdisch-US-amerikanische Identitäten der jüngsten Generation lernt.

In den USA ist übrigens kürzlich die dritte Staffel von *Broad City* angelaufen, Season 1 und 2 sind inzwischen auf DVD erhältlich, und im Internet sind sowieso alle ausgestrahlten Folgen via Streaming-Plattformen (rechtliche Grauzone) abrufbar.

Ich glaube, die Serie könnte vielleicht etwas für Sie sein ...

nu



Abbi Jacobson und Ilana Glazer

„DER STANDARD-Kompakt hat genauso viel Gewicht wie der große. Aber deshalb abonniere ich ihn ja.“

**3 WOCHEN
GRATIS
TESTEN!**

DER STANDARD KOMPAKT

Jederzeit kündbar – mit SoftSorno

Qualität im Handformat

DIENSTAG, 15. SEPTEMBER 2015

ÖSTERREICH'S UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG

Flexibel im Format, unbeugsam im Inhalt

DER STANDARD: als Klassik,
Kompakt oder E-Paper

Liechtenstein/Wien – Kompakte Länder wie Liechtenstein können aufatmen: Kompaktheit wurde jetzt erstmals offiziell als nützlich nachgewiesen. Dies gelang einer 19-jährigen Abonnentin aus dem Wiener Alsergrund, die nach der neunwöchigen Lektüre des STANDARDkompakt einen deutlichen Wissensvorsprung gegenüber ihrem sozialen Umfeld aufwies, dabei aber die vorteilhaften Inhalte weiterhin unterwegs und in kürzester Zeit konsumieren konnte.

Damit wird auch für die Frage, ob kompakte Lebensmittel wie straff gerollte Dosenfische oder besonders eng gepackte Walnüsse für den Menschen von Vorteil sind, mit einer positiv ausfallenden Antwort gerechnet.

In der wissenschaftlichen Community hat die Gewissheit über diesen schon lange vermuteten Vorteil von Kompaktheit einen wahren Kompakt-Boom ausgelöst. Kompakte Studien zu kompakten Themen mit kompakten Ergebnissen erfreuen sich unter Forschern neuer Beliebtheit.

Für den kompaktfreundigen Laien gilt, was der Volksmund schon seit Generationen predigt: In der Kürze liegt die Würze. Damit wird auch für die Frage, ob kompakte Lebensmittel wie straff gerollte Dosenfische oder besonders eng gepackte Walnüsse für den Menschen von Vorteil sind, mit einer positiv ausfallenden Antwort gerechnet.

Kompaktheit wurde jetzt erstmals offiziell als nützlich nachgewiesen.



Seriös, unabhängig, unbeugsam

Österreich – Immer mehr Menschen suchen Kontakt zu einem flexiblen Partner, der dabei auch ruhig unbeugsam ausfallen darf. Besonderer Wert wird dabei häufig auf Inhalt bei gleichzeitiger Vollständigkeit gelegt. Charakterlich gelesene Personen mit starker eigener Meinung und Offenheit erwarten von ihrem Gegenüber Seriosität, Unabhängigkeit und sogar Unbeugsamkeit im Inhalt, wenn auch Flexibilität im Format durchaus als Plus gesehen wird.

Dass bei der Wahl des Diskurspartners ein Geben und Nehmen auf Augenhöhe Grundvoraussetzung ist, überrascht nicht weiter. Offenheit, Neugierde und Dialogfähigkeit gelten hier als positive Eigenschaften.

Man wählt eben besonders umsichtig, wen man täglich beim Frühstück vor sich hat.

Die Zeitung für Leserinnen und Leser im Abo

DER STANDARD verbessert Ihre Lebensqualität

Waidegg – Das Handformat macht mit der Aktion „Jetzt 3 Wochen gratis testen“ derzeit von sich reden. Max Manus, Österreichs führender Hersteller von Handtellern in Originalgröße, bezichtigt den STANDARD, seine Kompakt-Ausgabe im Handformat in Anlehnung an seine linke Hand gestaltet zu haben. Eine Klage wird in zweiter Instanz in Erwägung gezogen, in erster Instanz ist sie bereits abhandelt worden. Derzeit geht man in belehrten Kreisen davon aus, dass

das Handformat an sich wohl schon fast so alt ist wie die Hand selbst – oder doch so alt wie das beliebte Gesellschaftsspiel „Schere, Stein, Papier“, in dem jedes Handformat ein anderes schlägt. „Wenn eine Zeitung schon im Handformat erscheint, warum dann bitte ohne Finger?“, soll eine anonyme deutsche Politikerin zu dem Thema gesagt haben, viel eher jedoch stammt die Aussage von dem Rapper HaHaNDs, dem Drechsler handfester Sprüche. Ein neuerliches

Gutachten der Argru HAND (Hautige Angehende Neue Denker) will nun einen Zusammenhang zwischen dem Lesen des Handformats in kritischen Kreisen und der Handlichkeit unbeugsamen Journalismus im Allgemeinen herstellen, was wohl insofern als gegeben zu erachten ist, als die Neuen Denker überdurchschnittlich häufig auch Abonnenten einer gewissen Qualitätszeitung – Nimm das, Max Manus!

derStandard.at • <http://derStandard.at/Abo> • @derStandardat • derStandardat • AboService 0800/50 15 08 • Retouren: Postfach 100, 1150 Wien • GZ: 132039541 • P.b.b.



E-PAPER

KOMPACT

Flexibel im Format, unbeugsam im Inhalt. Jetzt 3 Wochen gratis lesen. Gleich bestellen unter:
derStandard.at/Testlesen



Die Zeitung für Leserinnen

Kurzweiliges Lesevergnügen: Die Lebensgeschichte von Leo Schidrowitz

Leo Schidrowitz verfasste Bücher und Essays kultur- und kunstkritischen Inhalts und etablierte sich als einer der engagiertesten Verleger der ersten österreichischen Republik.

VON AGNES MEISINGER

Mit dem Slogan „Große Geschichte(n) im kleinen Format“ bewirbt der auf jüdische Kultur und Zeitgeschichte spezialisierte Berliner Verlag Hentrich & Hentrich seine außergewöhnliche Reihe „Jüdische Miniaturen“. Die Bücher widmen sich vornehmlich Biografien bedeutender jüdischer Persönlichkeiten des deutschen öffentlichen Lebens, aber auch anderen interessanten populären und kulturellen Themen, wie etwa der jüdischen Küche (Bd. 70) oder der Geschichte des Wiener Stadttempels von Evelyn Adunka (Bd. 62). Die Reihe umfasst bereits über 180 Bände, jährlich erscheinen etwa zehn Miniaturen. Die hier vorgestellte Neuerscheinung widmet sich der Lebensgeschichte von Leo Schidrowitz, einem Wiener Autor, Verleger, Sexualforscher und Sportfunktionär.

Schidrowitz, der 1894 in Wien geboren wurde, war bereits in jungen Jahren schriftstellerisch und verlegerisch tätig. Als Journalist und Kritiker anfänglich auf den Kulturbereich spezialisiert, wandte er sich ab den frühen 1920er-Jahren der erotischen

und sexualwissenschaftlichen Literatur zu. Unter anderem gab er zwei Bände der Reihe „Sittengeschichte der Kulturwelt und ihrer Entwicklung in Einzeldarstellungen“ (Verlag für Kulturforschung) heraus und stellte ein vierbändiges Bilderlexikon der Erotik zusammen. Als Direktor des vermutlich 1928 gegründeten „Wiener Instituts für Sexualforschung“ versuchte er, sich auch im Bereich der Wissenschaft zu etablieren, wobei sein Aufgabenbereich mehr das Sammeln und Publizieren sexualwissenschaftlicher Literatur umfasste. In den Räumlichkeiten des Instituts am Kohlmarkt 7 befanden sich unter anderem eine Bibliothek, ein Museum und eine Beratungsstelle für Sexualpathologie. Zeitgleich dazu machte sich Schidrowitz als Funktionär und Publizist um den Wiener (Sportklub Rapid) und österreichischen Fußball verdient.

Der Propagandareferent

Die Autoren der Kurzbiografie, der Kulturwissenschaftler Matthias Marschik und der Politologe Georg Spitaler, haben im Rahmen ihrer langjährigen Forschungen zur Wiener Fuß-

ballgeschichte viele Informationen über diese verschüttete, facettenreiche Lebensgeschichte zusammengetragen. Im vorliegenden Band werden die biografischen Erkenntnisse erstmals ausführlicher im vorherrschenden gesellschaftspolitischen Kontext dargestellt und füllen somit Leerstellen, die bekannte Lexikoneinträge und Kurzbeiträge bisher offenließen.

Marschik und Spitaler weisen nach, dass Schidrowitz in keiner seiner zahlreichen Publikationen auf seine jüdische Herkunft hinwies. Immer wieder kommen in der Vita auch antijüdische Dispositionen zum Vorschein, wie etwa in einer von Schidrowitz verfassten Flugschrift, in dem er „antisemitisch gefärbte Polemik“ gegen die „assimilierte jüdische Bourgeoisie“ des Amateur-Sportvereins verbreitete. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten gelangten zahlreiche seiner erotischen und sexualwissenschaftlichen Publikationen auf die „Liste des schändlichen und unerwünschten Schrifttums“. Er flüchtete nach dem „Anschluss“ mit seiner Frau und Tochter über Paris nach Brasilien. 1949 kehrte er nach Wien zurück, wurde wieder für Rapid Wien im Vorstand tätig und war bis zu seinem Tod 1956 als „Propagandareferent“ für die Öffentlichkeitsarbeit des Österreichischen Fußballbundes zuständig.

Trotz der dürftigen Quellenlagen gelingt es den Autoren, ein wechselvolles Porträt eines „stadtbekannten, umtriebigen“ Geschäftsmannes zu zeichnen, der stets differierenden Fremdzuschreibungen ausgesetzt war und seinerseits Identifikationen mit dem Judentum vermied.

nu



Matthias Marschik, Georg Spitaler
Leo Schidrowitz:
Autor und Verleger,
Sexualforscher und
Sportfunktionär
Hentrich & Hentrich,
Berlin 2015 (Jüdische Miniaturen, Band 167)
84 Seiten, 8,90 EUR

Nur Tarockieren kann kurzweiliger sein

Wolfgang Mayr und Robert Sedlaczek haben ein Buch über das Tarockieren geschrieben, das auch Lesern empfohlen werden kann, die dem Kartentisch abhold sind. Wer aber selbst Karten spielt, wird vieles erkennen, was ihm schon begegnet ist, und vieles erfahren, was er seinen Kartengegnern demnächst entgegenschleudern kann.

VON PETER MENASSE

Die ersten Spuren von Tarock finden sich im Italien des beginnenden 15. Jahrhunderts. Das Spiel war damals dem Adel vorbehalten, weil Karten mit der Hand gemalt werden mussten und daher entsprechend teuer waren. Die für das Spiel typische fünfte Karten-Kategorie hieß vorerst Trionfi, später Tarocchi. Den christlichen Würdenträgern war das Spiel schnell ein Dorn im Auge. Wie konnte es sein, dass „Il Diavolo“, der Teufel, „Il Papa“, den Papst stechen konnte. Ein umbrischer Franziskanermönch schrieb dazu: „Die 21 trionfi sind die 21 Sprossen einer Leiter, die den Menschen in die Hölle führen“. Trotz dieses Bannfluchs setzte sich das Spiel bald in anderen Ländern, wie Frankreich, Deutschland und Österreich durch und schrieb Geschichte von Czernowitz bis ins Brixental.

Die Autoren haben nicht nur die historische Entwicklung aufgezeichnet, sondern aus ihrer *Kulturgeschichte*

des Tarockspiels ein Buch gestaltet, das mehrere Bucharten in einem enthält, die da sind: Bilderbuch, Regelbuch, Geschichtsbuch und Anekdotenband.

„Zieh endlich deine Fäustlinge aus!“

Wer zum ersten Mal Tarock spielt, ist von den schönen Karten so fasziniert, dass er gar keine hergeben will. Allzu sehr darf er sich damit allerdings nicht Zeit lassen, denn am Kartentisch will keiner lange warten: „Spiel! I' muss morgen um 8 Uhr im Büro sein“, heißt es da, oder grober „Zeig ihn her, auch wenn er noch so klein ist.“

Selbst für den Anfänger leicht verständlich sind Ausdrücke, wie „Zieh endlich deine Fäustlinge aus!“ für Spieler, die sich beim Austeilen immer wieder vergebend, oder die Redewendung „Wenn meine Großmutter vier Radln hätt', warats a Autobus!“ für Einen, der seine Niederlage allzu lange besprechen will. Feige Spieler werden als „Staudenhocker“ bezeichnet, allzu sehr jubelnde Sieger



Veduten-Tarock, um 1879

mit einem „Mit voller Hos'n ist leicht stink'n“ wieder auf den Boden der Realität zurückgeholt.

Ein großer Teil des Buches befasst sich mit Berühmtheiten unter den Tarockspielern. Von Mozart, Nestroy (er verlor fast immer) und Johann Strauß (mit viel größerem Ernst beim Tarock als beim Harmonium) über Radetzky (beim Tarock keineswegs so erfolgreich wie am Schlachtfeld) und Karl Lueger bis hin zu Sigmund Freud, Peter Handke und Lore Krainer (die Grande Dame des Königsrufens) reicht die Liste der Tarockierer, um nur einige zu nennen. Und natürlich erfüllt das Tarockieren alle Bedingungen, um ein Spiel für Juden zu sein. Es findet vornehmlich im Kaffeehaus statt, man kann die Gegner „pflanzen“ und den Mitspieler beleidigen – nur um nachher mit allen wieder gut zu sein.

Die Kulturgeschichte des Tarockspiels ist ein Buch zum Schauen, Staunen und Lachen. Alles Weitere lässt sich am Kartentisch diskutieren, aber bitte nicht, wenn Sie gerade zum Ausspielen dran sind.

nu



Wolfgang Mayr, Robert Sedlaczek
Die Kulturgeschichte des Tarockspiels
Edition Atelier, Wien 2015,
352 Seiten, 29,95 EUR

Suchbild auf Jiddisch ...

Bernie Sanders mit seinen jungen Freunden. Finden Sie sechs Fehler.

VON MICHAELA SPIEGEL



1) IVANA
2) DONALD
3) HILLARY
4) BARACK
5) BILL
6) WAHLPLAKAT FÜR ANTHONY SANDERS

© PETER BIGAUD



VON MARTIN ENGELBERG

Dispute zuliebe des Himmels

Das Auskämpfen unterschiedlicher Positionen gehört zu den elementarsten Traditionen des Judentums. Sei es in religiösen oder politischen Fragen – unter Juden lässt sich vorzüglich streiten. Wie heißt es doch so schön: Zwei Juden – drei Meinungen. Mitunter entwickeln sich solche Dispute jedoch ins Negative. Sie werden persönlich, es wird die Integrität des anderen attackiert, dessen Würde hemmungslos verletzt und dies vorgeblich im Sinne der Verfolgung eines höheren Ziels. Musterbeispiele hierfür sind die Diskussionen um die Politik Israels, oder ganz aktuell die Haltung von uns Juden gegenüber den Flüchtlingen aus arabischen Ländern. Muss das so sein, auch in unserer Gemeinde?

Vor kurzem starb Antonin Scalia, Richter am Obersten Gerichtshof der USA. Er war wahrscheinlich die prägnanteste und bekannteste Richterpersönlichkeit der USA und galt als *die* konservative Stimme des Supreme Court. Scalia stammte aus einer katholischen Einwandererfamilie aus Italien. Er war gefürchtet für seine direkten und scharfen Fragen und oft auch sarkastischen Angriffe auf andere Richter.

Die Richterin Ruth Bader-Ginsburg kann als der absolute Kontrapunkt zu Richter Scalia gelten. Sie ist *die* liberale, heißt „linke“, Stimme des Obersten Gerichtes. Ruth Bader-Ginsburg ist Jüdin. Scalia und Bader-Ginsburg vertraten bei den meisten Entscheidungen des Supreme Court gegenteilige Standpunkte. Angesichts dieser Unterschiede und Gegensätze würde

man sich fragen, ob diese beiden so konträren Persönlichkeiten einander überhaupt begrüßt, geschweige denn Gespräche miteinander geführt haben.

Hier die große Überraschung: Trotz ihrer fundamental unterschiedlichen Auffassungen verband Bader-Ginsburg und Scalia eine enge Freundschaft miteinander. Sie trafen sich regelmäßig und disputierten ihre divergenten Standpunkte in der besten talmudischen Tradition des *Pilpuls*, der dialektischen Auseinandersetzung mit einem bestimmten Thema. Dieser Austausch der Pro- und Kontras half ihnen ihre jeweiligen Standpunkte zu reflektieren, ihren Intellekt und schließlich ihre rechtlichen Argumente noch mehr zu schärfen. So sehr sie gegensätzlicher Meinung waren, so sehr schätzten und respektierten sie einander offensichtlich.

Schon die Tannaim, die Lehrmeister der mündlichen Überlieferung (Mischna) zerbrachen sich darüber den Kopf. Sie fragten: Wann ist ein Konflikt konstruktiv? Ihre Antwort: Er ist dann nutzbringend, also eine „*Machloket l'schem Schamayim*“ – ein Disput zuliebe des Himmels – wenn er so geführt wird, wie die Diskussionen zwischen den Schülern der Rabbiner Hillel und Schammai. Bekanntlich argumentierten die Schüler Schammais immer für eine strengere, jene von Hillel jedoch für eine mildere Auslegung der Gesetze. Auch wenn sie jedoch über diese Fragen auf das Heftigste miteinander stritten, so berichtet der Talmud, dass sie die Wahrheit, aber auch den Frieden liebten. Bei all ihren Auffassungsunterschieden unterlie-

ßen es die Schüler von Schammai und Hillel nicht, untereinander zu heiraten – der beste Beweis dafür, dass sie einander dennoch respektierten und schätzten.

Die Aussage ist also sehr klar: Unterschiedliche Meinungen zu haben, diese auch in aller Schärfe miteinander zu diskutieren, ist erwünscht. Es entspricht überhaupt nicht der jüdischen Tradition, jede Kontroverse zu unterdrücken und einzufordern, dass sich alle hinter der Meinung einer einzelnen Person versammeln müssten. Andererseits haben unsere Weisen auch versucht zu definieren, wann ein Disput nicht mehr konstruktiv ist. Als Beispiel dafür wird der in der Bibel erzählte Aufstand von Korach gegen Moses angeführt. Korach und seine Mannen machten Moses gehässig nieder und attackierten ihn *ad personam*. Sie waren überhaupt nicht bereit, sich in eine Diskussion mit Moses einzulassen; gemäß der Überlieferung wollten sie ihn nicht einmal treffen.

Obwohl diese Regeln schon über zweitausend Jahre alt sind, haben sie ihre Aktualität nicht verloren. Unterschiedliche Standpunkte innerhalb der jüdischen Gemeinde – zum Beispiel zur Flüchtlingsproblematik – gehören artikuliert. Es gilt, die Standpunkte der anderen zu hören, deren Gefühle zu verstehen und zu respektieren und die eigenen Argumente zu reflektieren, zu falsifizieren oder auch zu schärfen. Dabei gilt es, weder die Menschen mundtot zu machen, noch eine persönliche Diffamierung der Anderen zuzulassen. Das wäre beste jüdische Tradition.

nu

Vor 15 Jahren im **NU**

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

NU erschien im Jahr 2001 nicht wie üblich im März, sondern schon im Februar. Als ob die Ordnungsnummer etwas mit der Heftdicke zu tun hätte, bestand **NU** Nummer 4 auch nur aus vier Seiten. Dünner geht Zeitung nicht.

Wir scheinen damals echt aufgeregt gewesen zu sein. Am 31. Jänner hatte der Nationalrat ein Entschädigungspaket für Opfer nationalsozialistischer Verfolgung beschlossen. Der Präsident der Kultusgemeinde verweigerte seine Unterschrift auf den Vertrag, obwohl er noch kurz davor bei Gesprächen in Washington das Abkommen paraphiert hatte. **NU** lud im schmalen Heft 4 zu einer Podiumsdiskussion ein und fand im Übrigen das Verhalten von Ariel Muzicant unangebracht. Er hatte seine Verweigerung damit begründet, dass die Naturalrestitution nicht weit genug ausverhandelt worden wäre und dass darüber hinaus er und der Vorsitzende der Claims Conference Österreich nicht vom Verfassungsausschuss des Nationalrats gehört wurden. **NU** war jedoch der Meinung, dass es dem Präsidenten weniger um seine Eitelkeit gegangen wäre als vielmehr darum, noch mehr



für die Institutionen der Kultusgemeinde herauszuholen.

Ohne Konflikte aus vergangenen Zeiten neu beleben zu wollen, kann man doch aus der Lektüre von **NU** schließen, welches Interessengemenge zu dieser weit verspäteten Anerkennung von Ansprüchen der Opfer geführt hatte. Der wegen seiner Koalition mit der FPÖ international in die

Kritik geratene Bundeskanzler Wolfgang Schüssel konnte sich „kaschern“ und als großer Freund der Juden darstellen. Die Republik musste darüber hinaus keine weiteren Ansprüche von Opfern und ihren Nachkommen mehr befürchten. Die Kultusgemeinde erhielt jüdisches Gemeindeeigentum zurück, so gab es die inzwischen längst erfüllte Zusage, den Hakoah-Sportplatz wieder zu errichten. Und die Protagonisten von **NU** ärgerten sich wie so oft über den Präsidenten, der in der Öffentlichkeit mit seiner Unterschriftsverweigerung wieder einmal ein beschämendes Bild der jüdischen Vertretung gezeichnet hatte.

Auf den weiteren beiden Seiten dann der zweite und letzte Beitrag im **NU** 4. Karl Pfeifer empfahl die Lektüre des im Böhlau Verlag erschienenen Buchs *Betrifft: Österreich – Von Österreich betroffen* von Albert Sternfeld. In der Rezension beklagte er unter anderem, dass hierzulande Parteilose zwar keine falschen Rücksichten nehmen bräuchten, aber von jeder Seite verdächtigt würden, der jeweils anderen anzugehören. Das stimmt bis heute, so wie die Lektüre des empfohlenen Buches auch fünfzehn Jahre später zu empfehlen ist. nu

Leserbrief



Leserbrief zu Ausgabe 62



Sehr geehrtes **NU**-Team,

Peter Menasses Resümee unter dem frischen Eindruck der Attentate von Paris gibt wenig Anlass zur Hoffnung. Wenn uns im Bann des Terrors die Menschlichkeit als die letzte Trumpfkarte für ein globales Korrektiv verbleibt, stehen die Chancen für ein wirksames Handeln der internationalen Staatengemeinschaft denkbar schlecht. Praktizierter Humanismus setzt eine liberale Grundhaltung voraus, die, belastet mit dem Nimbus der Beliebigkeit und fehlender Konturen, als politische Kategorie heute bestenfalls symbolische Bedeutung hat. Unter dem Druck von Ratlosigkeit und erfolgreicher Angstmasche erscheint alles Liberale unzeitgemäß, verpönt, ja verdächtig. Umso mehr setzten Politik und Religionen gerade jetzt auf Macht über Menschen. Liberale erregen Nasen-

rümpfen und kaum etwas wird so verächtlich gemacht wie der Humanismus. Nachsicht gibt es allenfalls für jene, deren ideologisches Lager man kennt oder zu kennen meint. Wesentliches verändern wird sich aber erst dann, wenn wir in der Lage sind, Freiheit schlechthin wirklich auszuhalten.

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Stefan B. Szalachy
2340 Mödling

Auflösung Schachrätsel NU Nr. 62:

Mit 29...Txb1! schlug Andreas Dückstein eine Bresche in die Verteidigung des Ex-Weltmeisters. Nach 30.Dxb1 Sxd4 hatte Schwarz entscheidenden Materialvorteil, da 31.cxd4 den Läufer auf d2 einbüßen würde. Nach 31.Dd1 Sf5+ 32.Kg4 La4 33.Tc1 Dc5 34.De1 b6 35.Kh3 Lc6 gab Spasski die Partie auf.



Katrin Diehl

ist nach ein paar Semestern an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg nach München an die Deutsche Journalistenschule gewechselt. Seitdem lebt sie dort und ist als freie Journalistin tätig.



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschaftler, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



Peter Frey

ist in Wien geboren und aufgewachsen. Nach einer Karriere als Banker an der Wall Street engagiert er sich heute bei kulturellen und sozialen Projekten. Er ist Co-Vorsitzender der New Yorker Organisation von J-Street.



Sebastian Gansrigler

steht seit seinem dreizehnten Lebensjahr leidenschaftlich hinter der Kamera. Nach Abschluss seiner Mediendesign-Ausbildung ist er als Fotograf und Grafiker in Österreich tätig. Seinen Zivildienst hat er im Jüdischen Museum Wien absolviert.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Oliver Grimm

ist seit Anfang 2013 USA-Berichterstatler der Tageszeitung *Die Presse*. Zuvor war er EU-Korrespondent in Brüssel und Wirtschaftsredakteur in Wien.



Eva Konzett

Journalistin mit Hang zu Osteuropa, Redakteurin beim *Wirtschaftsblatt*, twittert für das **NU**.



Brigitte Krizsanits

studierte Germanistik und Geschichte an der Universität Wien und war anschließend in Wien und Prag in der Erwachsenenbildung tätig. Seit 2010 ist sie freie Journalistin und publizierte unter anderem die Bildbände *Das Leithagebirge*, *Grenze und Verbindung* und *Eisenstadt*.



Rudolf Leo

ist Historiker, Buchautor und Lehrbeauftragter für Geschichte an der Universität Linz (Studienberechtigungslehrgang) und seit 2013 Medienbeauftragter der Forschungsstelle Nachkriegsjustiz im Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein jüngster Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin. Sie veröffentlichte 2011 einen ersten Gedichtband.



Samuel Mago

Der Linguistik-Student ist in Budapest geboren und hat jüdische und Roma-Wurzeln. Er ist freier Journalist und engagiert sich als Roma-Aktivist im Verein Romano Centro.



Milagros Martinez-Flener

wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



Agnes Meisinger

ist Historikerin in Wien. Sie ist Projektmitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sportgeschichte, Cold War Studies und Frauen- und Geschlechtergeschichte des 20. Jahrhunderts.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater in Wien und im Burgenland.



Rainer Nowak

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.



Alexandra Popescu

ist Absolventin der Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Im Rahmen ihrer publizistischen Tätigkeiten setzt sie sich u.a. mit der Darstellung des Holocausts in aktuellen rumänischen Geschichtsschulbüchern auseinander.

**Martin Propst**

ist Sohn des vor zwei Jahren verstorbenen Fritz Propst (Gründungsmitglied von Young Austria), lebt in Wien.

**Michaela Spiegel**

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.

**Christian Rudnik**

Der Münchner Fotograf ist seit zirka dreißig Jahren viel unterwegs für Werbe- und Presseagenturen, Verlage und verschiedenste Firmen.

**Barbara Tóth**

ist promovierte Historikerin, Buchautorin und Leiterin des Politik-Ressorts der Wiener Stadtzeitung *Falter*.

**Martin Rummel**

Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.

**Herbert Voglmayr**

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.

**Ida Salamon**

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.

**Anatol Vitouch**

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.

**Danielle Spera**

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

**Peter Weinberger**

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
י.ב.ב.ז.

**Kompetenzzentrum für Berufsorientierung und berufliche Integration**

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang
(9. Schuljahr)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Techniker/in
- Orthopädietechniker/in

Begabungsförderung –
2. Lehrabschluss, Einzeltutorien

FIT für Finanz- u. Rechnungswesenassistenten

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis
(Sprachen, Buchhaltung u. Kostenrechnung, EDV)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150



**Vorstand, KundInnen und MitarbeiterInnen
des JBBZ wünschen Ihnen Pessach Sameach**

Wo wird Alexander Van der Bellen zum Rauchen hingehen?



**Rainer Nowak und Peter Menasse
haben sich im „Miznon“ in der Schulerstraße
zum Dajgezzen getroffen.**



Menasse: Dieses Lokal ist ja selbst für dich zu jugendlich. Aber so ist es – auf ältere Kaliber wie mich wird heutzutage keine Rücksicht mehr genommen.

Nowak: Du bist so weit weg vom echten Leben, dass du nicht einmal eine Pointe erkennst. Wir sitzen hier im ehemaligen „Dom-Beisl“ hinter dem Stephansdom, das zwei Michelin-Sterne hatte und jetzt von jungen, wilden Israelis übernommen wurde. Nu?

Menasse: Das ist eine alte Sache und gar kein Widerspruch. In Wien sagte man immer schon, politisch völlig inkorrekt: „Weihrauch und Knoblauch regieren die Welt.“

Nowak: Apropos regieren: Freu dich, fast alle Präsidentschaftskandidaten sind dein Jahrgang.

Menasse: Andreas Khol könnte mein Vater sein. Aber nur, was das Alter betrifft.

Nowak: So einfach ist das nicht. Andreas Khol hat seine Kinder überraschend liberal erzogen.

Menasse: Beim Biegen des Verfassungsbogens war er aber nie wirklich liberal.

Nowak: ÖVP-Kandidaten sind wie alle anderen auch – situationselastisch. Weißt du übrigens, welchen Kandidaten du wählen musst, um ihn wirklich zu bestrafen?

Menasse: Richard „Kasperl“ Lugner, weil er dann keine Zeit für weitere Amouren und für Audienzen beim Kaiser hätte?

Nowak: Nein, Alexander Van der Bellen. Er tritt doch nur an, weil ihm das Drängen seiner Partei so sehr auf die Nerven ging, dass er nachgab. Dass er ernsthaft Bundespräsident werden könnte, ist ein völlig neuer Albtraum für ihn.

Menasse: Selbst er dürfte wohl in den Amtsräumen nicht rauchen, und das würde ihm den Job schon sehr verfallen. Aber ich würde mir seine Wahl wünschen. Endlich ein Bundespräsident, der nicht pausenlos Israel attackiert, wie es Heinz Fischer so gerne tut.

Nowak: Da tust du Fischer unrecht. Er ist zu zahm und milde, um irgendwen zu attackieren. Aber Van der Bellen würde vielleicht Heinz-Christian Strache doch angeloben, weil der als Einziger das Rauchverbot aufheben will.

Menasse: Reden wir über die Job-Description für Minister. Muss eine Ministerin eigentlich Deutsch beherrschen? Und wenn ja, wie ist es Johanna Mikl-Leitner dann gelungen, eine solche Aufgabe zu bekommen?

Nowak: Du irrst dich. Das ist alles Programm. Sie schreckt hunderttausende Flüchtlinge ab, das ist bewusster Kontrast zu den Schalmeientönen von Angela Merkel.

Menasse: Mich schreckt sie auch ab. Sie könnte mich fast zum Flüchtling machen.

Nowak: Uns nimmt aber keiner. Wir sind am Arbeitsplatz schwer vermittelbar, sozial auffällig und ohne jede Chance auf Integration. Uns will nicht einmal einer verfolgen.

Menasse: Weg von der Politik. Ich muss dir erzählen, dass ich unlängst mit einem Witz einen Freund fast zum Judentum konvertiert habe.

Nowak: Wie hast du das gemacht? Noch dazu bist du doch agnostisch.

Menasse: Ich habe ihm Folgendes erzählt: Wir Juden wünschen jemandem, der Geburtstag hat „Bis 120“, weil wir ihm vergönnen, das Alter von Moses zu erreichen. Aber was wünschen wir einem an seinem 120. Geburtstag?

Nowak: Nu?

Menasse: Ganz einfach: wir wünschen ihm „einen guten Tag“.

Nowak: Dafür konvertiere ich aber sicher nicht. Das mag ein guter Witz sein, aber Oberrabbiner Eisenberg würde ihn deutlich besser erzählen.

Menasse: Du musst dich wichtig machen. Ich habe dich in der ORF-Sendung „Im Zentrum“ mit Stefan Petzner diskutieren gesehen und mir gedacht, warum belässt er es nicht beim Leitartikel-Schreiben.

Nowak: Wir Katholiken müssen mitunter Buße tun.

Menasse: Das kenne ich aus Filmen. Ihr haut euch mit Peitschen auf den Rücken. Aber als Strafe mit Petzner diskutieren, habe ich noch nie gesehen, nicht einmal in Grusel-Filmen dritter Kategorie.

Nowak: Du bist nur neidisch. Vermutlich auch, wenn ich dir mein nächstes Reiseziel verrate. Ich darf mit Heinz Fischer auf Staatsbesuch nach Kuba fliegen.

Menasse: Das ist auch nicht mehr, was es einmal war – politisch gesehen. Du wärest mir allerdings auch neidisch, wenn du dich nur ein wenig im Leben auskenntest. Ich fliege im Juni nach Paris und schaue mir ein Spiel der österreichischen Fußballnationalmannschaft an.

Nowak: Rate, wer noch!

Menasse: Nu?

Nowak: Na, ich.

Menasse: Dann musst du mich zum Match mitnehmen. In 90 Minuten kann ich sogar dir erklären, was Abseits bedeutet.

Nowak: Dieses Format.

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER  ZEITUNG 

Zusammenhänge verstehen